

Friede auf Erden
den Menschen
seiner Gnade

Ein Mensch des Friedens bleiben: S. 35

Bischof Schyrokoradjuk aus Odessa
berichtet aus der Ukraine

Kinderlärm und Tischdiplomatie: S. 37

Die Tischgemeinschaft
ist ein Ort des Friedens

Bis zur Wiederkehr des Friedensfürsts: S. 38 & 39

Krieg und Frieden in der Bibel, bei
Augustinus und Thomas von Aquin

Frieden und Menschenwürde: S. 41

Mutter Teresa: Einsatz gegen
Abtreibung als Friedenswerk

Afrikanische Friedens Bischöfe: S. 42

Wer Frieden schaffen will, kann
das eigene Leben nicht schonen

Aus dem Dreißigjährigen Krieg: S. 44

Forschungsprojekt zu Hugo
Grotius gibt spannende Einblicke
in frühneuzeitliches Völkerrecht

Julius Veit Hans Schnorr von Carolsfeld (1794-1872) ist einer der bedeutendsten Vertreter der romantischen Kunst der Nazarener. Der Künstlerkreis etablierte sich Anfang des 19. Jahrhunderts in Rom und erneuerte die Kunst im christlichen Sinn. Die kolorierte Verkündigungsszene entstammt der berühmten „Schnorr-Bibel“ mit 240 Holzschnitten aus der heiligen Schrift. Foto: Imago/United Archives

Gloria in excelsis

1914: Das Wunder der Heiligen Nacht. Eine Weihnachtsnovelle **VON MARTIN LINNER**

Januar 1985, ein frostiger Sonntagmorgen in unserer Klosterkirche. Ich war elf Jahre alt, Ministrant mit frisch gebügeltem Chorrock und einem viel zu großen Kreuz um den Hals. Die Messe war soeben zu Ende gegangen, und der alte Kapuzinerpater hatte das Gloria wieder einmal auf Latein angestimmt. Das machte er gern so, im Unterschied zu den jüngeren Patres, die das deutsche „Ehre sei Gott in der Höhe“ bevorzugten. Warum ich das erwähne?

Gerade deshalb stand plötzlich ein älterer Herr in der Sakristeitür – hager, gebeugt, auf einen Gehstock gestützt. In das Gesicht hatte ein langes Leben seine Furchen gegraben, doch die Augen blickten wach und freundlich. Er wartete, bis Pater Bonifaz sein Messgewand abgelegt hatte, dann trat er einen Schritt vor.

„Entschuldigen Sie, Pater“, sagte er leise, „das lateinische Gloria in excelsis Deo ... das haben Sie heute gesungen. Darf ein alter Mann Ihnen etwas dazu erzählen?“ Der gute Pater Bonifaz lächelte, das tat er eigentlich immer: „Aber natürlich. Kommen Sie, setzen Sie sich. Ich denke, die Buben hören auch gerne zu.“

Weihnachten im Krieg

Wir vier Ministranten – der Michi, die beiden Zwillinge und ich – unterbrachen das Aufräumen, ließen die Kerzen Kerzen sein und setzten uns auf die Holzbank neben dem Ofen. Der alte Herr nahm Platz, holte

tief Luft und begann mit einer Geschichte, die mir bis heute im Gedächtnis geblieben ist:

Es war Heiligabend 1914. Wir lagen südlich von Ypern, im flachen, schlammigen Niemandsland nahe der holländischen Grenze – Ploegsteert Wood, wo sich die Front in die flämische Tiefebene grub. Ich gehörte zum 12. Bayerischen Infanterieregiment, 6. Kompanie. Seit Oktober standen wir hier; die Engländer waren keine zweihundert Meter entfernt, und wir hörten sie nachts husten, fluchen, manchmal sogar lachen.

Ich war damals Gefreiter, gerade einmal zwanzig Jahre alt. Wir waren alle erschöpft und durchgefroren. Seit der Ersten Ypernschlacht von Oktober bis November 1914 hatten wir vierzig Prozent Verluste erlitten; die Männer waren nass, hungrig, ausgebrannt. Aber mutlos? Noch nicht. Viele glaubten immer noch an „Weihnachten daheim“, wie der Kaiser versprochen hatte. Die Schützengräben waren neu, der Bewegungskrieg noch nicht in den mörderischen Stellungskrieg übergegangen.

Unser Zugführer war Leutnant von Kranz, vierundzwanzig Jahre alt, aus altem preußischem Geschlecht, Kadettenschule Potsdam. Ein schlanker, blonder Mann mit scharf geschnittenem Gesicht, stets blank geputzten Stiefeln; die Pickelhaube saß wie angegossen. Und ein stolzer Verächter des Glaubens. Seine protestantische Mutter hatte ihm zum Abschied sogar einen Rosenkranz mitgegeben – Perlen aus Olivenholz, ein Kreuz aus Silber. Das sollte

ihn beschützen. Er hatte gelacht: „Mutter, das ist was für Bayern und Polen. Preußen kämpfen mit Stahl, nicht mit Holzperlen.“ So hatte er uns süffisant erzählt.

Preußens Gloria

An jenem Nachmittag des 24. Dezember standen wir im Graben, der Schnee fiel leicht und mischte sich mit dem Schlamm. Kein Baum, kein Licht, kein Lied. Nur das ferne Dröhnen der Artillerie, das sich wie ein dumpfer Herzschlag anhörte. Ich spürte plötzlich eine unbändige Sehnsucht. Es war Heiligabend, und keiner sprach ein Wort darüber.

„Herr Leutnant“, sagte ich, die Stimme schüchtern. „Darf ich etwas fragen?“ Er blickte überrascht. „Was denn, Gefreiter Steiner?“ „Vielleicht könnten wir heute Abend ein wenig Weihnachten feiern. Die Männer würden sich freuen. Ein Lied singen, vielleicht ...“ Kurzes Schweigen. Dann zog sich sein Mund zu einem spöttischen Lächeln zusammen.

„Ein Lied? Hier draußen? Zwischen Leichen und Ratten? Na, das wäre ja was für die Feldpostkarte.“ „Es wäre nur eine kleine Freude“, entgegnete ich leise.

Ein paar Kameraden blickten auf – manche mit einem schwachen Lächeln, andere mit müden Augen. „Na, dann singen Sie mal, Steiner“, sagte Kranz, und seine Stimme tropfte vor Ironie. „Lassen Sie uns Ihr katholisches Andachtsstück hören.“ Ich zögerte. „Na los!“, brüllte er. – Da begann

ich leise zu singen: „Engel auf den Feldern singen, stimmen an ein himmlisch Lied ...“ Es war, als ob die Luft um uns still wurde. Ein paar Männer fixierten mich mit ihrem Blick, andere schauten stumm in den Schnee. Als ich zum Kehrsvers kam, hob ich die Stimme an: „Gloria in excelsis Deo!“

Da brach Kranz in schneidendes Gelächter aus. „Welch ein Unsinn! Ein katholisches Kinderlied! Vielleicht sollten wir's dem Kaiser vorsingen, was?“ Keiner lachte mit. Nur der Wind. „Wenn Sie zu viele Kräfte haben, Steiner“, fauchte er weiter, „dann können Sie heute Nacht den Wachdienst draußen übernehmen – zwei Stunden. Da können Sie Ihr Gloria fertig singen.“ Ich schrak zurück, schluckte, schwieg.

Gloria im Niemandsland

Später stand ich draußen vor dem Grabenunterstand, das Gewehr umgehängt, während der Schnee dichter fiel. Es war still. Nur das Knacken von Eis in den Bäumen – selbst die Front war ruhig. Ich sah hinüber zu den Linien, wo die Engländer lagen, vielleicht ein- oder zweihundert Meter entfernt. Manchmal glaubte ich, dort ein Licht flackern zu sehen – vielleicht eine Kerze.

Ich zog den Mantel enger um mich. Die Kälte kroch bis in die Knochen. Und dann, ganz leise, begann ich wieder zu singen – zuerst nur für mich, kaum hörbar, dieses Lied aus meinen Kindertagen. Ich weiß nicht, was in mich fuhr, was mich innerlich so überwältigte. Doch als ich zum Kehrsvers

kam, wurde meine Stimme lauter. Sie hallte über den Schnee, über das Niemandsland, über Gräben und gefrorene Erde: „Gloria in excelsis Deo!“

Und plötzlich – ich hörte es wirklich – antwortete jemand. Zuerst ganz fern, wie ein Echo. Dann deutlicher. Männerstimmen, viele: „Gloria in excelsis Deo!“ Ich erstarrte. Das war kein Wind. Sie sangen wirklich. Ich rief leise in den Unterstand hinunter: „He, kommt raus! Hört ihr?“ Die Männer traten hinaus, einer nach dem anderen. Sie standen da im Schnee, wortlos, hörten hin. Und sangen schließlich verhalten mit: „Gloria in excelsis Deo!“

Da war kein Krieg mehr. Kein Feind. Nur dieser Gesang, der zwischen uns hin und her schwebte. Bis der Leutnant herbeigestürzt kam, wütend, das Gesicht rot vor Erregung. „Was soll das hier? Sofort aufhören! Steiner, Sie bringen uns alle ins Grab!“ Sein Blick durchbohrte uns. Niemand rührte sich.

Da packte ihn eine Art Wahnsinn. „Wenn Sie singen wollen, dann singen Sie zum Angriff! Alle Mann fertig machen! Gegenstoß auf den feindlichen Graben!“ Wir blickten ihn fassungslos an. Das war ein Selbstmordkommando. Einige überlegten zu protestieren, doch die Anordnung war klar. Keiner wollte wegen Befehlsverweigerung erschossen werden. Ich lud mein Gewehr, die Hände zitterten. Wir gingen hinaus, stolperten durch Schnee und Dunkelheit.

Fortsetzung auf Seite 34



Auf der anderen Seite stehen auch Menschen: Weihnachten 1914 ließ diese einfache Wahrheit mitten im industrialisierten Krieg neu aufleuchten.

Foto: Imago/Imagebroker

Fortsetzung von Seite 33

Der Himmel war schwarz, nur ein schmaler Mondschein über den lichten Wolken. Es folgten die ersten Schüsse – von uns. Zwei, drei Salven in die Nacht. Keine Antwort. Nur Stille.

Und dann geschah es. Von der anderen Seite, aus den feindlichen Stellungen, erklang plötzlich wieder das Gloria – diesmal noch lauter, noch kräftiger: „Gloria in excelsis Deo ...“ Wir blieben stehen. Keiner schoss mehr. Ich ließ mein Gewehr sinken. Dann rief jemand von drüben: „Don't shoot! We are Christians! Merry Christmas!“ Lichtkegel tauchten auf. Und dann sahen wir sie – britische Soldaten, die im fahlen Mondschein weiße Taschentücher schwenkten. Langsam, vorsichtig traten sie aus dem Graben. Einer trug einen Beutel mit Konserven, ein anderer eine Flasche Whisky in der Hand.

Unser Leutnant stand regungslos da. Niemand gehorchte ihm mehr. Ich ging als Erster nach vorne. Das Herz schlug mir bis zum Hals. Zwischen uns lag das Niemandsland – zerfurcht, gefroren, gespensisch. Ich hob die Hände. „Friede!“, rief ich. „Heut ist Heiligabend!“ Ein Schotte kam näher – ein stämmiger Mann mit rotem Schnurrbart, eine Zigarre im Mundwinkel. „Peace, lads – Friede, Jungs“, sagte er und reichte mir eine Dose Corned Beef. Wir standen uns gegenüber – Deutsche, Briten, sogar ein paar Inder mit Turban. Niemand konnte und wollte noch schießen.

Ich sah hinüber zum Leutnant. Er stand abseits, das Gesicht fahl, die Lippen aufeinandergepresst. Schließlich ging er doch langsam zu uns herüber. Keiner wusste, was er tun würde. Aber er blieb stehen, sah in den Sternenhimmel, und plötzlich sah

man im Laternenschein, wie er sich so etwas wie eine Träne aus den Augen wischte. „Mein Bruder ...“, flüsterte er, „ist gefallen. Vielleicht ... vielleicht hat er jetzt Frieden.“ So kannten wir den ungestümen Leutnant gar nicht. Ein Schotte legte ihm die Hand auf die Schulter. „Peace on earth“, sagte er leise.

Ein Augenblick Himmel

Wir blieben bis in die frühen Morgenstunden draußen. Kerzen flackerten in Konservendosen, Whisky und Brot gingen herum. Immer wieder sangen wir Lieder – die Worte flogen in die kalte Nacht: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen guten Willens ...“ Ich weiß nicht, wie lange wir so standen. Irgendwann schnitt es wieder, ganz leise, als wolle der Himmel selbst uns segnend.

Der Leutnant setzte sich neben mich auf eine Munitionskiste. „Steiner“, sagte er nach einer Weile, „ich habe den Glauben verloren, bevor ich hierherkam. Ich dachte, Stärke heißt, keine Schwäche zu zeigen. Aber das hier ...“ – er sah sich um, auf die Männer, die so froh waren, teilten, sangen. – „Das ist Stärke. Und Frieden.“ Ich nickte. „Nur einer kann Frieden schenken, Herr Leutnant.“ „Ich weiß“, sagte er. „Der, dessen Geburt wir heute feiern.“ Wir schwiegen eine Weile. Dann begann er leise mitzusingen: „Engel auf den Feldern singen ...“ Seine Stimme war brüchig, aber rein. Beim Gloria fielen alle Männer ein. Es war, als öffnete sich der Himmel. So deuteten wir dieses Ereignis, das vielleicht einzigartig war in der Grausamkeit dieses Krieges.

Am nächsten Morgen war alles wieder Krieg. Befehle, Artillerie, Angriff. Doch in mir brannte etwas, das nicht mehr verlöschen konnte. Ich weiß nicht, wie viele von uns die nächsten Wochen überlebt haben. Aber das Gloria blieb.

Ein Gloria für die Ewigkeit

Einige Tage nach Weihnachten wurde auch der Leutnant tödlich verwundet – direkt neben mir im Schützengraben. Er hatte unerträgliche Schmerzen und vor allem Angst. Was hätte ich junger Kerl ihm schon sagen können? Mir fehlten die Worte. Stattdessen legte ich ihm meinen Rosenkranz in die Hand und sang unser Lied: „Engel auf den Feldern singen ...“ Beim Kehrvers bewegte er leicht die Lippen. Ein kleines Lächeln umspielte sein Gesicht, und er wollte mir noch etwas mitteilen: „Steiner ...“ Er sprach den Satz nicht mehr zu Ende. Mir schien, als wollte er noch „Danke“ sagen. Dann starb er – ganz ruhig und friedlich.

Manchmal, wenn ich heute – viele Jahre später – in der Christmette sitze und der Chor das Lob der Engel singt, dann sehe ich uns wieder dort draußen, im Schlamm von Ploegsteert, mit schmutzigen Uniformen und Tränen in den Augen. Und ich weiß: Der Heiland ist geboren. Er allein hat Frieden gebracht – selbst mitten im Krieg.

Als der alte Herr geendet hatte, war es ganz still in der Sakristei. Der Kapuzinerpater trug sein sanftes Lächeln auf den Lip-

pen, und wir Ministranten trauten uns kaum zu atmen. Draußen fiel schon wieder Schnee – genau wie damals, dachte ich. Dann sagte der Greis leise: „Nach dem Krieg habe ich hier in dieser Kirche meine erste Messe in der Heimat mitgefeiert. Soweit es geht, bin ich seitdem jedes Jahr einmal hierhergekommen – auch mit meiner Frau, als sie noch lebte. Und heute ... heute wollte ich es endlich einmal erzählen.“ Er sah Pater Bonifaz an, dann uns Buben, und seine Augen glänzten. „Euer lateinisches Gloria in excelsis Deo – es war, als hätte der Himmel noch einmal die Erde berührt. Und ich wusste: Frieden kommt nur von dort.“

Wir haben danach lange kein Wort gesprochen. Aber als wir später die Kerzen löschten, summtete ich leise vor mich hin – und wusste, dass ich dieses Lied nie mehr vergessen würde.

Eine Novelle ist kein strenger Tatsachenbericht, sondern eine Erzählgattung, die mit einem sogenannten Dingsymbol – hier dem Gloria – eine Handlung stilistisch verdichtet und dabei historisch plausible, durch Quellen belegte Fakten aufgreift. Der sogenannte „Christmas Truce“, die Weihnachts-Waffenruhe im Kriegsjahr 1914, war ein durch zahlreiche Augenzeugen an verschiedenen Orten der Westfront bezugtes, einzigartiges Ereignis: Soldaten verfeindeter Nationen sangen gemeinsam Weihnachtslieder, feierten miteinander und spielten sogar Fußball. Mitunter fanden gemeinsame Beerdigungen gefallener Kameraden statt. Für einige Stunden, mancherorts sogar Tage, schwiegen die Waffen anlässlich des Weihnachtsfestes. Im Vorfeld hatte auch Papst Benedikt XV. einen Versuch zur Vermittlung eines Waffenstillstands über Weihnachten unternommen, der zwar nicht von den Regierungen, aber womöglich von einzelnen Soldaten als Impuls aufgegriffen wurde. In den folgenden Kriegsjahren wurde ein solcher Weihnachts-Waffenstillstand von sämtlichen Heeresleitungen unter Androhung schwerster Strafen strikt verboten.

Der Autor ist Mitglied der Ordensgemeinschaft der Servi Jesu et Mariae und ist als Seelsorger in der Familien- und Jugendarbeit tätig.



Der Weihnachtsfrieden 1914 an der Front ist historisch gut dokumentiert. Diese Statue von Andrew Edwards auf dem Marktplatz von Mesines in Belgien, zeigt britische und deutsche Soldaten beim Händeschütteln während des Weihnachtsfriedens im Ersten Weltkrieg.

Foto: Imago/imageBROKER/alimdi/Arterrax



Geistlich zum Sieg des Guten beitragen

Alle Hoffnung kommt vom Glauben: „Der Altar der Kirche wurde zu unserer Front“, berichtet der ukrainische Bischof Schyrokoradjuk über den Kriegsbeginn 2022. Foto: KNA/Harald Oppitz

Wie bleibt man auch in Zeiten des Krieges ein Mensch des Friedens? Ein bischöfliches Zeugnis aus der Ukraine **VON BISCHOF STANISLAW SCHYROKORADJUK**

Es ist sehr schwer oder unmöglich, sich vollständig vom Kriegsgeschehen fernzuhalten. Selbst als Mensch des Friedens kann man sich nicht von einem Krieg isolieren, wenn man mitten unter Menschen lebt, die von ihm betroffen und verwundet sind.

Am 24. Februar 2022, um 4.30 Uhr morgens, erwachte ich – wie alle Ukrainer – wegen der Explosionen. Die Besetzung Odessas war bereits in den ersten Tagen der groß angelegten russischen Aggression geplant. Für die meisten Menschen war die Evakuierung aus Odessa die erste Reaktion – insbesondere für jene, die den russischen Aggressor und die stalinistischen Methoden der Vernichtung gut kennen. Man musste eine Entscheidung treffen: bleiben oder gehen.

Als ich gegen fünf Uhr morgens auf die Straße hinaustrat, sah ich Straßenkehrer, die – wie jeden Tag – das Trottoir kehrten, begleitet von Sirenen und Explosionen. Sie verrichteten ihre tägliche Arbeit ruhig und selbstverständlich, selbst an diesem ersten Kriegstag. Für mich war das eine kraftvolle Botschaft: Man muss seine Pflichten einfach erfüllen, unter allen Umständen.

Gemeinsam mit den Priestern feierten wir anschließend in der Kathedrale die heilige Messe. Danach galt es, jenen Menschen Hoffnung zu schenken, die sich

entschieden hatten zu bleiben, und jene Menschen zu segnen, die Odessa in Eile verließen. Der Altar der Kirche wurde zu unserer Front. Wir führten zusätzliche Gottesdienste ein: Statt vier Sonntagsmessen feierten wir sieben, und an Werktagen drei. Wir entschieden, dass die Kirchen den ganzen Tag über geöffnet sein sollten. Die Priester mussten im Wechsel präsent sein, damit jeder, der beten oder einen Priester sprechen wollte, diese Möglichkeit hatte.

Die Menschen teilten alles miteinander

So beginnt jeder Tag um fünf Uhr morgens. Um 7.30 Uhr ist die heilige Messe, danach folgen die üblichen Aufgaben in der Kurie sowie zahlreiche Begegnungen mit Menschen, die aus den vom Krieg besonders bedrohten Gebieten geflohen sind. Oft bat man uns, Soldaten zu segnen, die an die Front aufbrachen. Die Organisation humanitärer Hilfe in den Pfarrgemeinden wurde zu einem festen Bestandteil unseres Alltags. Und der Tag endet mit der Abendmesse um 18 Uhr. Wie alle Priester habe auch ich mich verpflichtet, täglich zwei Messen zu feiern – unser geistlicher Beitrag zum Sieg des Guten über das Böse.

Während der heiligen Messe spricht man oft vom Frieden. In diesen Kriegszeiten sprechen wir dieses Wort ganz anders aus – mit besonderer Aufmerksamkeit und Tiefe. Wir schätzen jeden Tag des relativen Friedens und jede Nacht ohne Luftalarm oder Explosionen auf eine neue Weise.

Sehr wichtig ist auch der Besuch der Pfarrgemeinden in den frontnahen Städten, denn für sie bedeutet das eine bedeutende geistliche Unterstützung. Unvergesslich blieb mir das Hochfest des heiligen Josef in Mykolajiw zum Patronatsfest am 19. März 2022. Die Stadt stand unter ständi-

gem Beschuss, die russischen Truppen waren bereits am Stadtrand. Dennoch war die Kirche voll von Gläubigen, darunter viele Kinder. Ihre hoffnungsvollen Augen werde ich nie vergessen. Nach der Messe kamen wir in einem anderen Raum zusammen; es war ein echtes Agape-Mahl. Die Menschen teilten miteinander alles, was sie zu diesem Fest mitgebracht hatten. Ähnliche Feste fanden auch in anderen Pfarren statt, die bis heute in den frontnahen Gebieten ausharren.

Unvergesslich ist mir auch meine Visitation der Pfarrei in der Stadt Cherson, wenige Tage nach der Befreiung. Ich sah hier die echte Freude der Befreiten, die sich zur Messfeier versammelt hatten und unter Tränen Gott für ihre Erlösung von der russischen Besetzung dankten. Nach der Messe trat eine Pfarrangehörige, Frau Wiktorija, an mich heran. Sie war bereits 101 Jahre alt und war dennoch aus eigener Kraft in die Kirche gekommen. Sie erzählte mir, dass sie als Kind miterlebt habe, wie die Bolschewiken in den 1920er-Jahren die Kollektivierung durchführten und dabei ihren Großvater verschleppten. Sie überstand auch den Holodomor, die von Stalin herbeigeführte Hungersnot der Jahre 1932 und 1933. Und 1938 wurden ihr Vater und ihr älterer Bruder zwangsweise in die Armee eingezogen – sie sah beide nie wieder.

Sie überlebte die deutsche Besetzung und nun auch die russische, die ihrer Aussage nach weitaus grausamer, brutaler und furchterregender gewesen sei. Kein deutscher Offizier habe sie je per „Du“ angesprochen, sondern stets per „Sie“. Die russischen Soldaten hingegen hätten die vulgärsten Beschimpfungen gebraucht – gleichermaßen gegenüber Kindern wie gegenüber den alten Menschen. Willkür und Brutalität seien während der Besetzung alltägliche Praxis gewesen. Doch dann sagte sie, um alle zu

trösten: „Auch das wird vorübergehen.“ Worte, die tiefen Trost und neue Hoffnung schenken.

Freude inmitten von Terror und Krieg

Am schwersten fällt mir der Dienst bei Beerdigungen. Er ist wichtig, aber sehr belastend, denn man muss oft junge Menschen begraben. Viele von ihnen habe ich getauft, getraut und bei manchen sogar ihre Kinder getauft. Es ist schwer, den Waisen, den Witwen und den Müttern in die Augen zu schauen. Es ist schwer, Trost und Hoffnung zu spenden. Besonders schmerzlich war es, drei junge Männer aus den familienähnlichen Kinderhäusern zu beerdigen, die wir damals – noch während meiner Tätigkeit als Präsident von Caritas-Spes – gegründet hatten. Wir hatten diese Kinder aufgenommen, als sie von ihren Eltern verlassen worden waren und ihnen ein glückliches Zuhause geschaffen. Doch die grausame und unerbittliche russische Aggression hat ihnen das Leben genommen.

Dennoch schenkt uns Gott trotz all des Schreckens und des Terrors des Krieges auch freudige Momente. Mit großer Freude nahm ich im Mai 2024 an der Priesterweihe eines unserer ehemaligen Schützlinge aus einem solchen Kinderhaus teil. Dieser junge, begabte Priester ist ein Zeichen der Hoffnung für die Kirche und für die ganze Ukraine. Ich durfte auch junge Paare trauen und Neugeborene taufen. Und als eine Art Vergeltung für die zwei zerstörten Kirchen unserer Diözese gelang es uns, zwei neue Kirchen zu vollenden und einzuweihen.

All diese Ereignisse verpflichten uns geradezu, weiterzuleben, zu arbeiten und zu beten – in der Hoffnung auf einen gerechten und gesegneten Frieden.

Der Autor ist Franziskaner und römisch-katholischer Bischof von Odessa-Simferopol.

EDITORIAL



Ein friedvolles Weihnachtsfest

VON FRANZISKA HARTER

Zu Adventsbeginn erregte die Brüsseler Weihnachtskrippe weit über die Landesgrenzen hinaus die Gemüter. Gesichtlose, aus Stoffetzen kreierte Puppen unter einem weißen Plastikzelt ersetzen dieses Jahr auf dem historischen Markt die überlebensgroße, klassische Krippendarstellung aus den Vorjahren. Die Intention hinter dem, was viele als ikonoklastischen Angriff auf europäische Kultur und Tradition deuten, mag gewesen sein, das Symbolisch-Allgemeingültige des Weihnachtsgeschehens zu betonen. Und ja: Weihnachten betrifft die gesamte Menschheit. Die Krippe repräsentiert aber keine überzeitlichen, unpersönlichen Archetypen, sondern ein reales historisches Geschehen, ohne das Weihnachten jeglichen Sinn verliert. In einer von Kriegen und Krisen geschüttelten Welt kann es eigentlich nichts Wichtigeres und Dringenderes geben, als die Botschaft des Engels zu verkünden: „Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren; er ist der Christus, der Herr.“ (Lk 2, 11) Er, der Retter, ist gekommen, um den Menschen mit Gott zu versöhnen und dem menschlichen Herzen Frieden zu bringen. Deshalb beten wir in der heiligen Messe: „Christus ist unser Friede und unsere Versöhnung“.

In diesem Weihnachtsforum tasten wir uns von verschiedenen Blickwinkeln an die Friedensthematik heran. Vielleicht haben Sie bereits unsere Weihnachtsnovelle gelesen, die einen gleichzeitig historischen und menschlich-emotionalen Einstieg bietet. Einen psychologischen Ansatz liefert die Frankl-Schülerin Elisabeth Lukas, kulturell-kulinarisch wird es bei unserem Feuilleton-Ressortleiter Henry C. Brinker. Danach steigen wir mit Sebastian Ostritsch und Ludger Schwiener-Schönberger tiefer in die theologische Materie ein: die Sehnsucht nach dem Erlöser und Friedensbringer durch das gesamte Alte Testament hindurch, die großen Kirchenväter und ihre bis heute nachhallenden Schriften. Immer wieder wird dabei deutlich: „Die Bosheit des menschlichen Herzens kann nicht mit Gewalt geheilt werden. Die Eindämmung der Gewalt durch Gewalt muss von der Heilung des menschlichen Herzens durch die Gewaltlosigkeit der Liebe begleitet werden.“ (L. Schwiener-Schönberger) Einer Liebe, die nur der Friedensfürst bringen kann. Ein kleines Highlight bietet Tilman Reppen mit einem Blick auf den frühneuzeitlichen Juristen Hugo Grotius, der im 16. Jahrhundert darlegte, warum das Naturrecht für alle gilt. Tief beeindruckend sind auch die Zeugnisse aus unterschiedlichen Kriegsgebieten. Sie zeigen: Der Glaube an Christus ändert alles. Alle Beiträge finden so zu einer gemeinsamen Einsicht zusammen: Das wahre Drama der Geschichte findet im menschlichen Herzen statt. Ein Drama, in dem jeder Einzelne eine unverzichtbare Rolle spielt. Ein wahrhaft frohes, friedvolles und gesegnetes Weihnachtsfest wünscht die gesamte „Tagespost“-Redaktion Ihnen und Ihren Lieben!

Wie Frieden gestiftet wird



Jedes bisschen Liebe, jede Linderung und jede Hilfeleistung, die wir den Unglücklichen, Verletzten und Angegriffenen auf unserer Erde zugutekommen lassen, ist eine fürwahr Frieden stiftende Maßnahme.

Foto: Imago/Imagebroker

Frieden ist nicht nur die Abwesenheit von Krieg, denn Unfrieden prägt viele menschliche Gemeinschaften. Wie Aggressionsketten entstehen und wie man sie verhindert

VON ELISABETH LUKAS

Es ist nicht so, dass Aggressoren als Aggressoren geboren werden. Sie werden als wertvolle Personen geboren, die sie sind und bleiben. Irgendwann haben sie sich auf ihrem Lebensweg verirrt, und häufig sind sie selbst seelisch verletzt worden. Aus der neurobiologischen Forschung weiß man inzwischen, dass es nahezu immer Verletzte sind, die andere verletzen. Das entschuldigt ihr Fehlverhalten nicht, führt aber zu der Erkenntnis, dass es in Streit- und Konfliktfällen auch bei den „Feinden“ gilt, alles Erdenkliche zur Linderung ihrer seelischen Wunden zu tun, um sie zu „entfeinden“.

Schwärende seelische Wunden, die keine Linderung erfahren, können nämlich einen tragischen Prozess in Gang setzen, der im Folgenden kurz analysiert sei: Eine Person X ist unglücklich. Für unsere Zwecke ist es egal, weshalb X unglücklich ist. Aufgrund von Milieuschäden, schlechten Erfahrungen, persönlichen Handicaps oder begangenen Fehlern – es spielt keine Rolle. X ist unglücklich, und das ist schwer auszuhal-

ten. Wenn X nun sieht, dass andere Menschen rings um ihn glücklich, fröhlich und beschwingt sind, ist sein eigenes Unglücklichsein fast nicht mehr auszuhalten.

Bei X braut sich eine kritische Gedankenkombination zusammen: Zuerst denkt sich X: „Ich wünschte, ich wäre so glücklich wie die Anderen!“ Das ist legitim. X ist es aber nicht und denkt bald umgekehrt: „Ich wünschte, die anderen wären so unglücklich wie ich!“ Faktum ist, dass ein Leid leichter in einer Gruppe von Leidenden zu ertragen ist, als isoliert. Ich erinnere mich beispielsweise an die Nachkriegszeit, in der wir Mädchen kaum etwas zum Anziehen hatten und im Winter allesamt in unseren dünnen Mänteln froren. Das wäre sehr viel bitterer für uns gewesen, wenn neben uns Schülerinnen aus reichen Elternhäusern uns schicke Moden und im Winter warme Pelzjacken vor Augen geführt hätten.

„Es ist keine triviale, sondern eine fundamentale Wahrheit, dass niemand das Recht hat, Unrecht zu tun, auch der nicht, der Unrecht erlitten hat.“

Der Wunsch, dass die anderen auch unglücklich sein mögen, ist allerdings ethisch fragwürdig, und das Gewissen von X müsste allmählich zu protestieren beginnen. Doch X fügt seinen Gedanken weitere hinzu: „Warum sollen die anderen glücklicher sein als ich? Das ist doch ungerecht! Gleiches Recht für alle! Wenn es mir elend geht, soll es den anderen

nicht besser gehen! Wie komme ich dazu, allein zu leiden?“ Diese Argumentation irritiert sein Gewissen, denn das Gewissen hat grundsätzlich etwas für Gerechtigkeit übrig. Unsicher geworden, hält es still, und bei X fallen einige Hemmungen weg.

X wünscht sich also, dass Andere ähnlich unglücklich wären wie er, aber sie sind es eben nicht. Deshalb schließt sein nächster Gedanke an: „Dann muss ich nachhelfen, dass sie unglücklich werden. Ich kann mir nicht selbst helfen, glücklich zu werden, aber ich kann andere ins Unglück bringen.“ X ahnt vage, dass es weniger Möglichkeiten gibt, sich selbst glücklich zu machen, als es Möglichkeiten gibt, andere unglücklich zu machen. Er hält es für einen „gerechten Ausgleich“, auch andere Menschen zum Leiden zu bringen – und damit ist das Malheur auch schon passiert. Sein Gewissen zappelt hin und her, hat Mitleid mit X und hat Mitleid mit den anderen, und kann sich zu keiner eindeutigen Stellungnahme durchringen.

Ist X eine eher willensschwache Person, die etwa von Stärkeren getreten, verspottet, gemobbt wird, dann tritt sie jetzt ihrerseits Schwächere, fügt ihnen kleine Stiche zu, schwärzt sie hinterrücks an. Ist X eher eine willensstarke Person, dann holt sie zum wütenden Rundumschlag gegen irgendwen aus, bis hin zum Amoklauf.

Viktor E. Frankl hat dieses Problem des irritierten menschlichen Gewissens klar gesehen, als er in seinem Bericht über seine furchtbaren Jahre im KZ in einer Passage über die Zeit unmittelbar nach seiner Entlassung folgende Zeilen schrieb: „Wir gehen querfeldein, ein

Kamerad und ich, dem Lager zu, aus dem wir vor kurzem befreit wurden, da steht plötzlich vor uns ein Feld mit junger Saat. Unwillkürlich weiche ich aus. Er aber packt mich beim Arm und schiebt mich mit sich mittendurch. Ich stammele etwas davon, dass man doch die junge Saat nicht niedertreten soll. Da wird er böse. In seinen Augen zuckt ein zorniger Blick auf, während er mich anschreit: „Was du nicht sagst! Und uns hat man zu wenig genommen...? Mir hat man Frau und Kind vergast... abgesehen von allem anderen... und du willst mir verbieten, dass ich ein paar Haferhalme zusammen-trete...“

Nur langsam kann man diese Menschen zurückfinden lassen zu der sonst doch so trivialen Wahrheit, dass niemand das Recht hat, Unrecht zu tun, auch der nicht, der Unrecht erlitten hat.

„Wir müssen speziell die Unglücklichen, Verletzten und Angegriffenen auf unserer Erde bitten, ja, anflehen, dem Frieden eine Chance zu geben, denn auf sie kommt es an.“

Und doch müssen wir daran arbeiten, diese Menschen zu dieser Wahrheit zurückfinden zu lassen, denn die Verkehrung dieser Wahrheit könnte leicht noch schlimmere Folgen haben als den Verlust von einigen Tausend Haferkörnern für einen unbekannt Bauern. Denn ich sehe noch vor mir

den Kameraden aus unserem Lager... der seinen Hemdärmel aufkrempelte und mir die nackte Rechte unter die Nase hielt und mir entgegenschrie: „Diese Hand soll man mir abhauen, wenn ich sie nicht mit Blut beflecke ab jenem Tag, an dem ich heimkomme...“ Und ich will betonen: Dieser Mann, der dies aussprach, war an sich kein übler Kerl und war immer im Lager und nachher der beste Kamerad gewesen.“

Es ist keine triviale, sondern eine fundamentale Wahrheit, dass niemand das Recht hat, Unrecht zu tun, auch der nicht, der Unrecht erlitten hat. Wie Frankl schrieb: Daran müssen wir arbeiten und es unserem Gewissen wieder und immer wieder erzählen und bestätigen, dass es gilt, die Aggressionsketten abreißen zu lassen, die durch die Welt laufen, und dass Unrecht nicht mit Unrecht erwidert werden darf, auch das entsetzlichste Unrecht nicht mit der kleinsten Übeltat.

Und wir müssen speziell die Unglücklichen, Verletzten und Angegriffenen auf unserer Erde bitten, ja, anflehen, dem Frieden eine Chance zu geben, denn auf sie kommt es an. Sie sind das Zünglein an der Waage zwischen endlos fortgesetztem Terror und einem gütlichen Miteinander der Völker.

Das heißt aber auch, dass jedes bisschen Liebe, jede Linderung und jede Hilfeleistung, die wir den Unglücklichen, Verletzten und Angegriffenen auf unserer Erde zugutekommen lassen, eine fürwahr Frieden stiftende Maßnahme ist.

Die Autorin ist klinische Psychologin und Psychotherapeutin. Von 1986 bis 2003 leitete sie das Institut für Logotherapie in Fürstentfeldbruck.



Stylischste Deko, beste Weine und edelstes Fleisch sind schön, aber nicht das Entscheidende. Die wichtigsten Zutaten zu einem gelungenen Mahl sind Sorgfalt, Gastfreundschaft und Gemeinschaft.

Foto: Imago/Shotshop

Kinderlärm und Tischdiplomatie

Bis heute geht vom gemeinsamen Mahl eine friedensstiftende Wirkung aus, die in religiösen Zusammenhängen wurzelt und die Sphären des Privaten wie des Politischen prägt. Daran erinnert auch das familiäre Festessen, zu dem sich an Weihnachten die Familie um den gemeinsamen Tisch versammelt **VON HENRY C. BRINKER**

Das erfolgreiche Münchner Start-up „Table Desires“, was so viel bedeutet wie „Tisch-Sehnsüchte“, wirkt nur auf den ersten Blick „stylish“ und „hip“. Zwar wollen die jungen Mütter Tini Schramm und Gloria Epstein mit ihrem Geschäftsmodell dazu einladen, gemeinsam schöne Erinnerungen an festlicher Tafel zu schaffen. Doch ihre Tischdekorationen, die vor allem zu Weihnachten und Ostern eine besondere Atmosphäre erzeugen sollen, gehen zurück auf uralte Traditionen.

Denn was hier in dekorativem Überschwang für das Zeitgeist-Publikum zelebriert wird, begann in den Kulturen der Völker vor Tausenden von Jahren. Der Tisch wuchs gleichsam aus dem Zeltboden und Höhlengrund empor zu seiner bekanntesten Gestalt mit ihren unzähligen Variationen. Es gibt kaum einen kulturellen Ort, der in der jüdisch-christlichen Überlieferung so aufgeladen ist wie der Tisch. Er ist nicht bloß Möbelstück, nicht bloß zufälliger Schauplatz der Ernährung, sondern ein konstitutiver Raum für Versöhnung, Begegnung und inneren wie äußeren Frieden. In einer Zeit gesellschaftlicher Spaltungen, politischer Polarisierungen und digitaler Begegnungen wirkt die Tradition der Mahlgesellschaft fast wie ein Gegenentwurf: Sie erinnert daran, dass Frieden nicht zuerst in Verträgen, sondern beim gemeinsamen Essen beginnt.

Das Mahl ist immer konkret

Dieser Akt ist nicht virtuell, etwa in Online-Konferenzen, zu ersetzen, er bleibt dem konkreten Tun vorbehalten und ist an die körperliche Präsenz gebunden. Es scheint, als würden die „Tisch-Sehnsüchte“ in dem Maße wachsen, in dem die traditionellen Begegnungsformen, die sich am gemeinsamen Tisch ereigneten, im Hintergrund verblassen.

Der Weg der Menschen an den Tisch ist lang. Früh erscheint das gemeinsame Mahl als Ereignis, an dem der Mensch Gott begegnet und am Heilsgeschehen teilnimmt. Den Tisch, wie wir ihn heute kennen, gab es da noch nicht. Abraham empfängt in der Erzählung des Alten Testaments die drei Männer unter der Terebinthe von Mamre nicht mit einer Debatte, sondern mit einem Mahl – ein archetypisches Bild der Gastfreundschaft und der Gottesfreundschaft. Das Pessach-Mahl wiederum ist eine Erinnerung an die Befreiung Israels und eine erneute Vergewisserung: Hier wird Geschichte „essbar“ und dokumentiert im praktischen Vollzug, dass Freiheit immer gemeinsam errungen wird.

Damals saß man auf Matten, Fellen und Teppichen. Schalen, Platten und Körbchen enthielten nach überlieferten Befunden die Speisen. Das Essen am Boden war lange kulturelle Norm. Die jüdische Tradition hat mit der Sesshaftwerdung daraus eine Kultur der Tischgespräche entwickelt, die bis heute Familien und Gemeinden prägt. Der Sabbat beginnt nicht mit einem öffentlichen Ritus, sondern mit Kerzen, Brot, Wein – und mit dem gemeinsamen Sitzen am Tisch. Frieden, Schalom, meint im Hebräischen die Fülle des Lebens. Und diese Fülle bekommt eine häusliche, familiäre, eine physisch-konkrete Gestalt im Mahl.

Im Christentum, mit Anlehnungen an die römische Kultur, nimmt diese Symbolik eine radikale Wendung: Jesus selbst wählt das gemeinsame Essen als für jeden nachvollziehbare Form der Verkündigung. Er predigt nicht nur über das Reich Gottes; er formt es mehrfach nach. Seine Mahlgesellschaften mit Zöllnern und Sündern, die Erzählung vom Gastmahl, das Gleichnis vom verlorenen Sohn, der in einem Festmahl seine Würde zurückerhält – all dies verdichtet sich im Abendmahl zu einer Theologie des Friedens:

Gott stiftet nicht bloß Seelenfrieden, sondern baut eine Gemeinschaft auf, die sich am Brotbrechen formt.

Der Tisch als Ort der Gottesbegegnung

Der christliche Tisch ist der Ort, an dem soziale Grenzen fallen und der Mensch an Leib und Seele erneuert wird. Die Jünger erkennen Jesus an der Art des Brotbrechens wieder.

Diese Grundstruktur – Frieden durch gemeinsame Präsenz, durch das Teilen von Speise, durch das Sitzen nebeneinander und gegenüber – setzt sich erstaunlich stabil in der politischen Kultur des Westens fort. Dass bis heute nahezu jedes Staatsbankett, jede Gipfeldiplomatie und jeder Versuch, festgefahrene Konflikte aufzubrechen, von einer gemeinsamen Mahlzeit flankiert wird, ist kein Zufall. Menschen, die miteinander essen, finden zusammen, ob sie wollen oder nicht. Die Servierform „Family Style“, in der man sich Schüsseln und Platten anreicht, begleitet von einem Blick und einem Wort, schafft erste Begegnung. Am Tisch fällt es schwerer, bei seiner starren Rolle zu bleiben, die Maske muss zum Essen fallen. Man kann nicht gleichzeitig Brot teilen und im Tischnachbarn allein den Kontrahenten sehen. Beim Wiener Kongress, der 1815 eine neue europäische Ordnung schuf, spielten die berühmten Bankette eine kaum zu überschätzende Rolle.

Selbst im Kalten Krieg wurde der entscheidende Durchbruch oft bei informellen Tischgesprächen erzielt. Adenauer besuchte Moskau vom 8.-14. September 1955 auf Einladung der sowjetischen Führung. Ziel war die Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der BRD und der UdSSR. Am vierten Tag kam es bei einem Staatsbankett zum Durchbruch. Als nach dem Mahl die Wodkaflaschen kreisten, erwies sich die deutsche

Delegation als ausreichend trinkfest. Die „Drinking Diplomacy“ war international Teil der Außenpolitik. Gut 30 Jahre später: Die deutsche Wiedervereinigung ist ohne die Begegnungen von Kohl und Gorbatschow bei Tisch nicht denkbar.

Solche „Tischdiplomatie“ ist kein romantischer Nebeneffekt, sondern anthropologische Konstante: Der Tisch ist das Zeichen dafür, dass Politik letztlich von einzelnen Menschen gemacht wird, nicht von Systemen. Abseits des politischen Geschäfts auf großer Bühne bleibt auch im Privaten die Bedeutung der Tischgemeinschaft weitgehend konstant. Trotz Fastfood und Streetfood, trotz Kantine, Mensa und Supermarkt-Snack-Kultur: Die Sehnsucht nach dem gedeckten Tisch, nach ästhetisch gestalteten Mahlzeiten, nach festlicher Tischdeko, gemeinsamer Kulinarik und ritualisierten Abläufen ist enorm. Die Popularität von Kochabenden, langen Tafeln bei Hochzeiten, Firmenfeiern mit Büfets oder gemeinschaftlichen Picknicks im Park ist Ausdruck einer tiefsten menschlichen Intuition: Gemeinschaft beginnt im Vollzug des Sichtbaren, als Erfahrung für alle Sinne. Der gedeckte Tisch ist nicht bloß Instagram-Ästhetik, sondern kulturelle Erinnerung – ein unbewusstes Echo aus gar nicht so grauer Vorzeit.

Lieferdienste sind kein Ersatz

Die Erfahrung der letzten Jahre hat gezeigt, wie verletzlich unsere auf der Tischgemeinschaft basierenden Austauschrituale sind. Während der Pandemie wurde ausgerechnet das gemeinsame Essen zu einer problembehafteten Handlung. Viele Menschen spürten oft schmerzlich, was fehlt, wenn die Bank am Tisch leer und die Küche kalt bleiben muss. Zwar verzeichneten Lieferdienste und Take-away-Angebote einen kaum für

möglich gehaltenen Boom, der bis heute weitgehend anhält. Doch der Rang einer Einladung zum Essen, einer Tischgesellschaft von Familie und Freunden, untermauert von Lachen und fröhlichem Kinderlärm, ist eher gestiegen.

Während also der Wert der Tischgemeinschaft kulturübergreifend eine Renaissance erlebt und eine Zeitung wie die New York Times über Abos von Rezepten für die Bewirtung von Familie und Freunden die höchsten Zuwachsraten bei der Online-Nutzung verzeichnet, so tut man sich andernorts umso schwerer, etwa in der Kirche. Dabei entfaltet doch die Tischgemeinschaft gerade in der katholischen Kirche im sakramentalen Gestus ihre größte Kraft. In jeder Eucharistiefeyer wird erfahrbar, dass Frieden empfangen wird – als ein Geschenk, das sich im Teilen vermehrt. Die Kirche könnte neu entdecken, wie viel missionarisches und gesellschaftliches Potenzial darin steckt, Menschen an einen Tisch zu bringen. Nicht umsonst löst die Gestaltung der Mensa des Altars bei vielen Kirchenneubauten und Umbauten heftige Debatten aus. Beim Tisch wollen viele mitreden – und Platz nehmen.

Für die anthropologisch-religiöse Grunderfahrung der privaten Tischgemeinschaft ist indes nicht maßgeblich, dass sich die Tischdekoration jederzeit auf dem neuesten Stand bewegt. Wenn die Signale des gedeckten Tisches auf persönliche Art einladend und wertschätzend ausfallen, so ist das sicherlich das Wichtigste. Menschen müssen auch immer die besten Weine kredenzt und das edelste Stück vom Bio-Rind serviert werden. Vielmehr bemisst sich die Qualität des gemeinsamen Mahls an seiner gemeinschaftsstiftenden Atmosphäre. An eine solche erinnert man sich manchmal noch nach Jahren und Jahrzehnten, wenn die Speisenfolge längst vergessen ist. Und das gilt gerade und besonders auch an Weihnachten.



Der US-amerikanische Künstler Edward Hicks ließ sich von der Friedensvision des Propheten Jesaja zu seinem Werk „Das Königreich des Friedens“ (ca. 1834, National Gallery of Art, Washington, D.C.) inspirieren.
Foto: Wikimedia Commons

Friede als „Ruhe der Ordnung“

Was meinten die Engel, als sie den Hirten ihren berühmten Friedensgruß zuriefen? Beim heiligen Augustinus und dem heiligen Thomas von Aquin finden sich Antworten, die auch in Zeiten des Krieges überzeugen **VON SEBASTIAN OSTRITSCH**

Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen seines Wohlgefallens“, riefen die weihnachtlichen Engel den Hirten einst zu. Angesichts der weltweit und auch wieder in Europa tobenden Kriege kann man sich die Frage stellen, ob dieser himmlische Friedensgruß heute noch Gültigkeit besitzt – und damit: Wer sich zu den Menschen des göttlichen Wohlgefallens zählen darf. Von welcher Art Frieden spricht die Heilige Schrift hier und wie ist dieser Friede mit der Existenz kriegerischer Auseinandersetzungen vereinbar?

Glücklicherweise haben die beiden wohl größten Theologen der Geschichte – der heilige Augustinus und der heilige Thomas von Aquin – nicht nur über die Frage des „gerechten Krieges“ nachgedacht, sondern diese Überlegung zugleich auch eingebettet in eine umfassende Theologie des Friedens. Schon die heidnischen Philosophen, beispielsweise Platon und Aristoteles, sahen im Krieg höchstens ein unter Umständen notwendiges Mittel zur Wiederherstellung eines stabilen Friedenszustandes. Nicht der Krieg, sondern nur der Frieden war für sie ein Selbstzweck des menschlichen Strebens. Diesen Gedanken griff Augustinus auf und bettete ihn in einen weiteren, theologischen Kontext ein. Der allmächtige und vollkommen gute Schöpfergott ist für Augustinus der „Friedenswart über das ganze Weltall“. Das bedeutet, dass der gesamten Schöpfung ein Streben nach Frieden innewohnt. Dieser Friede ist dabei aber mehr als das Schweigen der Waffen.

Der augustianische Begriff des Friedens ist viel weiter gefasst und besteht in einem harmonischen Zusammenstimmen und

Zusammenruhen der Teile eines Ganzen sowie jedes Einzelnen mit seiner Umwelt. Die Welt ist auf Frieden hin geschaffen, was so viel bedeutet wie: Was Gott in ihr angelegt hat, ist ein harmonisch-zweckgerichtetes Zusammenstimmen aller Dinge. Augustinus erkennt diese friedensstrahlende Harmonie selbst noch in Verfallsprozessen, etwa in der Verwesung eines Leichnams: Wenn man dem Leib keine Begräbnispflege zuwendet, sondern ihn dem Lauf der Natur überlasse, so sei „er zwar gleichsam in Aufruhr, der sich in fremdartigen und unserem Geruchssinn widerlichen Ausdünstungen äußert (ich meine den Geruch der Fäulnis), aber doch nur so lange, bis er sich den Elementen der Welt anpasst und nach und nach, Stück für Stück, in Frieden mit ihnen eintritt.“ Was auch geschehe, wie die Dinge sich auch wandelten, stets gälten „die gleichen über das All hin verbreiteten Gesetze, die zum Wohlergehen einer jeden Art vergänglicher Wesen Gleiches bei Gleichem zum Frieden bringen.“

Aus diesen Überlegungen folgt, dass sogar im Rahmen eines ungerechten Krieges – der ein moralisches Übel darstellt – noch das universelle Friedensprinzip des Schöpfers wirkt: „Selbst das Wüten des Krieges und überhaupt alle Unruhe, die sich die Menschen machen, zielt“, so Augustinus im „Gottesstaat“, „auf den Frieden, ja es gibt kein Wesen, das nicht nach ihm strebt.“ Selbst derjenige, der ohne moralische Rechtfertigung einen Krieg beginnt oder ihn auf ungerechte Art und Weise führt, wolle am Ende doch vor allem eines: siegen. Mit dem Sieg aber ende auch der Krieg.

Damit möchte Augustinus freilich keineswegs ungerechte Kriege rechtfertigen.

Es geht ihm vielmehr darum, aufzuzeigen, dass der göttliche Friede das wahre Seins- und Ordnungsprinzip des Universums darstellt, und zwar selbst dann, wenn der von Rachsucht, Habgier oder Herrschsucht motivierte Kriegstreiber gegen dieses Prinzip verstößt. Zu kritisieren sind mit Augustinus jene, die ungerechte Kriege vom Zaun brechen, gerade dafür, dass sie einen falschen, ungerechten Frieden anstreben. Die Gerechtigkeit eines Friedens misst sich daran, ob und inwiefern er die gerechte Ordnung Gottes widerspiegelt, die vor allem zwei Aspekte umfasst, die auch noch aufeinander bezogen sind: erstens die „Gleichheit mit dem Nebenmenschen“ und zweitens „die Unterordnung unter Gott“, zusammengenommen eben die „Gleichheit mit dem Nebenmenschen in der Unterordnung unter Gott“. Diese Gleichheit der Menschen wird missachtet, wenn ein Herrscher oder Staat „dem Nebenmenschen seine Herrschaft an Stelle Gottes aufdrängen“ will. In diesem Fall wird die falsche Selbstliebe des Aggressors und sein Streben nach einem „ungerechten Eigenfrieden“ an die Stelle der wahren Liebe zur göttlichen Friedensordnung gesetzt. Der ungerechte Friede enthält so eine ungelöste Spannung, die gerade nach Lösung in und durch einen gerechten Frieden strebt. Augustinus führt hier das Bild eines mit dem Kopf nach unten hängenden Menschen an, in dem alles danach strebt, wieder die richtige Stellung und Ordnung herzustellen. Daher ist es in besonderen Fällen auch gerechtfertigt, dass Christen Krieg führen: Der gerechte Krieg beschränkt sich dabei darauf, die auf den Kopf gestellte Friedensordnung wieder zurechtzurücken.

Kein anderer Theologe hat den heiligen Thomas von Aquin in seinem Nachdenken über Krieg und Frieden so beeinflusst wie der heilige Augustinus. So stehen auch die berühmten kriegsethischen Ausführungen des Thomas aus der „Summe der Theologie“ im Kontext einer übergreifenden Friedensethik. Der Krieg ist für Thomas ein Übel, weil er gegen das Gut des Friedens verstößt, der Friede aber wiederum steht für den Kirchenlehrer im inneren Zusammenhang mit der übernatürlichen, göttlichen Tugend der Liebe (*caritas*). Der Friede ist für Thomas nämlich zwar selbst keine Tugend, aber – neben Freude (*gaudium*) und Mitleid (*misericordia*) – eine von drei inneren Wirkungen der Tugend der Liebe.

Wie schon bei Augustinus ist auch für Thomas der wahre Friede mehr als Abwesenheit kriegerischer Handlungen, ja er ist sogar mehr als bloße Eintracht (*concordia*). Eintracht besteht nämlich da, wo die Herzen mindestens zweier Menschen zusammenstimmen. Dieses Zusammenstimmen kann sich dabei aber auch auf Böses beziehen, etwa wenn sich zwei Verbrecher in Eintracht zusammentun, um einen Raub zu begehen. Daher muss zur Eintracht nach Thomas noch etwas Weiteres hinzukommen, nämlich die seelische Wohlgeordnetheit. Die „verschiedenen Strebekräfte“ – sprich: die Begierden, Motive und Interessen – eines Menschen müssen in seinem Inneren ein harmonisches Ganzes bilden. Jeder Aspekt der Seele muss das ihm angemessene Gewicht und den richtigen Ort in der seelischen Hierarchie erhalten. Entscheidend ist dabei, dass Gott an der Spitze dieser Hierarchie steht,

indem er als das ultimative Ziel und Gut erstrebt wird. Nur auf diese Weise stellt sich ein, was Thomas im Anschluss an Augustinus als „*tranquillitas ordinis*“, als die „Ruhe der Ordnung“, bezeichnet. Es ist diese innere Ruhe durch die rechte Ordnung der Seele, die den eigentlichen Kern des Friedens ausmacht. Aus dieser inneren, gottgefälligen Eintracht der Seele fließt dann auch die richtige äußere Eintracht mit den Mitmenschen.

Der innere Friede und die Eintracht mit den Mitmenschen sind beides Wirkungen der göttlichen Tugend der Liebe und verhalten sich zueinander wie die Gottes- und Menschenliebe: Nur wer Gott, der das höchste Gut, ja das Gute schlechthin ist, mit seinem „ganzen Herzen“ und seiner „ganzen Seele“, mit seiner „ganzen Kraft“ und seinem „ganzen Denken“ liebt (Lk 10,27), wird es vermögen, die richtige seelische Ordnung in sich zu etablieren. Die Eintracht mit den Mitmenschen wiederum folgt aus dieser rechten, gottbezogenen Seelenordnung – ganz so, wie die Menschenliebe aus der Gottesliebe folgt.

Es ist wohl dieser in der göttlichen Liebe begründete, das Innere und Äußere des Menschen umfassende Friede, den die Engel in der hochheiligen Nacht der Geburt Gottes den Hirten verheißen haben. Mittelbar aber sind alle Menschen des göttlichen Wohlgefallens gemeint, also all jene, bei denen sich die Liebe zu Gott im wahren Frieden mit sich und den Mitmenschen niederschlägt. Weil aber der Mensch in dieser Welt immer im Zugriffsbereich der Erbsünde steht, bleibt dieser Friede – wenn auch Christen an ihm schon im Diesseits Anteil haben – doch nur Stückwerk, bis der Friedensfürst zurückkehrt.

„Friede auf Erden den Menschen seines Wohlgefallens“

Das Evangelium ist eine Botschaft des Friedens. Doch die hat eine Vorgeschichte: das Alte Testament. Eine biblische Spurensuche

VON LUDGER SCHWIENHORST-SCHÖNBERGER

Wer das Alte Testament nur in Auszügen kennt, weiß nicht so recht, wie es um den Frieden und die Friedfertigkeit dieses ersten und grundlegenden Teils der Bibel bestellt sein mag. Neben beeindruckenden und bekannten Bildern zu Frieden und Versöhnung findet sich eine Reihe verstörender Texte zu Krieg und Gewalt. Im Neuen Testament, so denkt man leicht, scheint das alles ganz anders zu sein. Jesu Botschaft, sein Leben und Sterben, waren von Anfang bis Ende gewaltlos, sodass der Epheserbrief von Christus bekennt: „Er ist unser Friede“ (Eph 2,14). Vom Lobgesang des Zacharias (Lk 1,79) über das Gloria des himmlischen Heeres bei der Geburt Jesu (2,14) bis zur Begegnung mit dem Auferstandenen (Joh 20,19) ist das Evangelium eine einzige Botschaft des Friedens. Doch diese Geschichte, so soll im Folgenden gezeigt werden, hat eine Vorgeschichte, ohne die sie nicht verstanden werden kann.

Auch das Alte Testament ruft dazu auf, den Frieden zu suchen und ihm nachzugehen (Ps 34,15). Gott verheißt seinem Volk den Frieden (Ps 85,9). Und wenn der Messias kommt, „dann tragen die Berge Frieden für das Volk und die Hügel Gerechtigkeit“ (Ps 72,3). Nicht auf einem Pferd, mit dem die Könige dieser Welt in den Krieg ziehen (vgl. Ex 15,4), sondern auf einem Esel wird der Friedenskönig in Jerusalem einziehen und nicht nur seinem Volk, sondern allen Nationen der Erde den Frieden verkünden (Sach 9,9f).

Die Sünde und der Ausbruch der Gewalt

Diese Botschaft des Friedens, die bereits das Alte Testament kennt, ergeht allerdings in eine Welt, in der die Gewalt herrscht. In der Geschichte der Menschheit, wie sie die Bibel erzählt, bricht bereits in der zweiten Generation die Gewalt aus: Kain erschlägt seinen Bruder Abel (Gen 4). Der Brudermord ist das Urbild unrechtmäßiger Gewalt. Sie hat eine Ursache. Kain ist nicht nur Täter, sondern auch Opfer. In einer psychologisch und theologisch feinsinnigen Analyse deckt die Erzählung diesen Zusammenhang auf: Kain wird von der Sünde belagert. Sie lauert an der Tür, heißt es in Genesis 4,7. Gott macht ihn auf die Gefahr aufmerksam und fordert ihn auf, über die Sünde zu herrschen. Doch Kain hat bereits seine aufrechte Haltung verloren, die Sünde hat die Herrschaft über ihn gewonnen, er schreitet zur Tat und tötet seinen Bruder.

Doch woher kommt die Sünde, die an der Tür lauert, die ihre Opfer sucht, um sie zu Tätern zu machen? Sie hat eine Vorgeschichte. Von ihr erzählt das dritte Kapitel der Genesis. Das erste Menschenpaar hat ein Gebot Gottes übertreten (Gen 2,16). Es hat nicht auf die Stimme Gottes gehört, sondern auf die Stimme eines Geschöpfes, der Schlange, die das Gebot Gottes verfälscht und Misstrauen zwischen Gott und dem Menschen gesät hat. Die Erzählung will uns sagen: Es gibt so etwas wie eine Kernstörung zwischen Gott und den Menschen. Die Theologie spricht von der Ursünde. Sie ist eine Realität in der Schöpfung, die aus sich heraus wirkt und sich immer mehr ausbreitet. Sie stammt nicht von Gott, sondern sie wurde und wird immer wieder durch den Menschen realisiert. In jeder bösen Tat und in jeder bösen Gesinnung ist sie in verborgener Weise wirksam. Sie zeigt ihre Fratze vor allem in der unrechtmäßigen Gewalt.

Einen ersten Ausbruch dieser Gewalt stellt der Brudermord dar. Danach breitet sich die Gewalt immer weiter aus. „Die



In der Krippe schenkt Gott uns seinen Sohn, dessen Friede nicht von dieser Welt ist. Jesus selbst ist der wahre Friede, den auch das Alte Testament bereits herbeisehnt.

Foto: Harald Oppitz/KNA

Erde aber war vor Gott verdorben, die Erde war voller Gewalttat“, heißt es in Gen 6,11. Die Schöpfung droht, ins Chaos zurückzufallen. „Ich will den Menschen, den ich erschaffen habe, vom Erdboden vertilgen, mit ihm auch das Vieh, die Kriechtiere und die Vögel des Himmels, denn es reut mich, sie gemacht zu haben“, sagt Gott (Gen 6,7). Er bringt eine große Flut über die Erde. Doch ein Mensch und seine Familie finden Gnade in den Augen Gottes und werden aus der Flut gerettet: Noah, der gerecht war vor Gott (Gen 7,1).

Nach der Flut ist die Welt eine andere als vor der Flut. Gott muss seinen Schöpfungsauftrag ändern. Er sieht ein, dass das Trachten des menschlichen Herzens böse ist von Jugend an (Gen 8,21). Gott schließt mit Noah einen Bund und gibt ihm und seinen Nachfolgern ein Instrument an die Hand, die sich ausbreitende Gewalt in Grenzen zu halten. Es handelt sich um die Einführung des Rechts. Das menschliche Leben wird unter den Schutz des Rechts gestellt. Doch damit das Recht nicht nur leere Anpreisung bleibt, muss es mit Gewalt ausgestattet werden. Diese rechtmäßige Gewalt nimmt in der Urgeschichte noch eine sehr einfache, urtümliche Form an: „Wer Blut eines Menschen vergießt, um dieses Menschen willen wird auch sein Blut vergossen. Denn als Bild Gottes hat er den Menschen gemacht“ (Gen 9,6). Die Durchführung der Blutrache ist an strenge Regeln gebunden. Im Kern handelt es sich um eine bedeutende zivilisatorische Errungenschaft: Es geht um die Eingrenzung unrechtmäßiger Gewalt (violentia) durch rechtmäßige Gewalt (potestas). Das Gebot der Gewalt Eindämmung durch das Recht gilt universal. Deshalb muss Gott jetzt keine Flut

mehr über die ganze Erde bringen: „Nie wieder soll eine Flut kommen und die Erde verderben“ (Gen 9,11).

Im weiteren Verlauf der Geschichte wird die Institution der Blutrache durch das staatliche Gewaltmonopol ersetzt. Im Richterbuch wird von erschreckenden Gewalttaten wie Mord und Vergewaltigung erzählt, „denn in jenen Tagen gab es noch keinen König in Israel und jeder tat, was in seinen eigenen Augen recht war“ (Ri 21,25). Die grausamen Geschichten wollen die Gewalt nicht verherrlichen, sondern decken auf, was wir gewöhnlich auch heute erleben, wenn ein Staat zusammenbricht.

Die Heilung des menschlichen Herzens

Besonders in seinem Schlussteil ist das Buch der Richter ein Plädoyer für das Königtum. Der König hat die Aufgabe, für Recht und Gerechtigkeit zu sorgen und dem Treiben der Gewalttäter Einhalt zu gebieten (Ps 72,4). Auch der Apostel Paulus erkennt die rechtmäßige Gewalt des Staates an. Sie widerspricht nicht dem christlichen Liebes- und Friedensgebot: „Vor den Trägern der Macht hat sich nicht die gute, sondern die böse Tat zu fürchten; willst du also ohne Furcht vor der staatlichen Gewalt leben, dann tue das Gute, sodass du ihre Anerkennung findest! Denn sie steht im Dienst Gottes für dich zum Guten. Wenn du aber das Böse tust, fürchte dich!“ (Röm 13,3f). Dass viele Staaten der Erde sich nicht an diese Maxime christlicher Ethik halten, ist eine traurige Realität. Hier weiß sich eine christlich motivierte Politik herausgefordert.

Doch mit der Eindämmung der unrechtmäßigen Gewalt (violentia) durch die rechtmäßige Gewalt (potestas) einer anerkannten

Autorität ist das Problem noch nicht gelöst. Das Trachten des menschlichen Herzens bleibt böse von Jugend an. Daran hat sich nach der Flut nichts geändert (Gen 6,5; 8,21). Die Gewalt bleibt eine Realität in der Schöpfung: „Wohin ich blicke, sehe ich Gewalt und Misshandlung, erhebt sich Zwietracht und Streit“, klagt der Prophet Habakuk (1,3). Die Bosheit des menschlichen Herzens kann nicht mit Gewalt geheilt werden. Die Eindämmung der Gewalt durch Gewalt muss von der Heilung des menschlichen Herzens durch die Gewaltlosigkeit der Liebe begleitet werden.

In den Verheißungen der Propheten wird ein solcher Weg in Aussicht gestellt. Das Herz aus Stein muss durch ein Herz aus Fleisch ersetzt werden: „Ich entferne das Herz von Stein aus ihrer Brust und gebe ihnen ein Herz von Fleisch, damit sie meinen Satzungen folgen und meine Rechtsentscheide bewahren und sie erfüllen. Dann werden sie mir Volk sein und ich werde ihnen Gott sein“, heißt es beim Propheten Ezechiel (11,19f). Dem vom Fluch der Gottvergessenheit heimgesuchten Volk, das in der Verbannung lebt, gilt die Verheißung: „Der HERR, dein Gott, wird dein Herz und das Herz deiner Nachkommen beschneiden. Dann wirst du den HERRN, deinen Gott, mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele lieben können, damit du leben kannst“ (Dtn 30,6).

Der christliche Glaube bekennt, dass es ein solches Herz tatsächlich gegeben hat und dass die Bosheit des menschlichen Herzens geheilt werden kann, wenn es auf das Herz Jesu schaut und sich von ihm berühren und verwandeln lässt. Nach der Erscheinung vor Maria von Magdala trat Jesus am Abend des ersten Tages der

Woche in die Mitte seiner Jünger und sagte zu ihnen: „Friede sei mit euch! Nach diesen Worten zeigte er ihnen seine Hände und seine Seite“ (Joh 20,20). Jesus ist nicht nur der Friede, sondern er stiftet auch den Frieden, Frieden den Fernen und Frieden den Nahen (Eph 2,14-17; vgl. Jes 57,19).

Der Friede als wunderbare Gabe Gottes

Nach christlichem Verständnis ist der Friede letztlich eine Gabe Gottes. Jesus selbst ist dieser Friede. Angesichts seines bevorstehenden Heimgangs zum Vater tröstet Jesus die Jünger mit den Worten: „Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht wie die Welt ihn gibt, gebe ich ihn euch. Euer Herz beunruhige sich nicht und verzage nicht“ (Joh 14,27). Eine Gabe Gottes bedarf jedoch der Annahme, wenn sie zur Wirkung kommen soll. Die Offenheit gegenüber Gott und seinem Willen ist die Voraussetzung dafür, dass weltliche Friedensbemühungen Früchte tragen.

Es waren einflussreiche Politiker nach der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges, die, motiviert und gestärkt durch ihren Glauben, Wege eines gerechten Friedens zwischen Völkern gebahnt haben, die über Jahrhunderte hin miteinander verfeindet waren. Die Zeit des Advent und die Weihnachtszeit, deren Liturgie von den großen Friedenstexten der Heiligen Schrift geprägt ist, stärken in uns die Sehnsucht nach Frieden und setzen Kräfte frei, sich nach bestem Wissen und Gewissen um einen gerechten Frieden zu bemühen.

Der Autor ist emeritierter Alttestamentler der Universität Wien.

Auf der Suche nach Europas Frieden



Die derzeitige prekäre Situation ruft nach einem Revival christlich-europäischer Werte. Jeder Einzelne ist da gefragt.

Foto: Imago/YAY Images

Wir stehen vor der Wahl: Schrecken ohne Ende oder ein Ende mit Schrecken. Eine märchenhafte Vision lädt zum Mitmachen ein – der Ausgang hängt von uns ab

VON BARON VINZENZ
VON STIMPFL-ABELE

Es war einmal ein Land, ein großes Land. Es war kein Kaiserreich und auch kein Königreich, obwohl manche Gebiete von Monarchen und Fürsten regiert wurden. In diesem wunderschönen und kulturell reichen Land, in dem die meisten Menschen gut ihr Auskommen finden konnten, herrschte Frieden zwischen den zum Teil sehr unterschiedlichen Regionen. Die Regierungen der verschiedenen Gebiete waren sich in so manchen Fragen nicht einig, konkurrierten untereinander und blockierten sich auch immer wieder. Es wäre übertrieben zu behaupten, sie hätten stets versucht, gemeinsame Lösungen zu finden. Aber zumindest in wichtigen Fragen, wenn es wirklich darauf ankam, taten sie das und bemühten sich wenigstens um einen gemeinsamen Weg. Was auch immer wieder – mal besser, mal schlechter – gelang.

Da Frieden und Wohlstand herrschten, setzte man vor allem darauf, die Wirtschaft anzukurbeln, den Wirtschaftsraum weiter

zu vergrößern und Handelsbarrieren abzubauen. Für eine dieser Wirtschaftshürden hielt man die hohen Kosten für die Verteidigung und fuhr diese daher immer mehr zurück. Warum sollte man für Soldaten, Waffen und militärische Infrastruktur Jahr für Jahr erhebliche Summen ausgeben, wenn man sich nach dem letzten großen Krieg und dem über Jahrzehnte erfolgten Zusammenrücken der Gebiete doch sicher war, endlich eine Friedensdividende kassieren zu können? Diese Einstellung wurde dadurch noch verstärkt, dass man meinte, sich auf ein weit entferntes, verbündetes Land verlassen zu können, das schon seit eh und je immer wieder eingesprungen war, wenn sich eine Krise oder ein Konflikt auftrat.

Zu dieser Leichtfertigkeit kam noch der übermütige Leichtsinns, zu glauben, man könne mit Wirtschaft Außenpolitik machen, massive Unterschiede in Werten und Prinzipien könnten durch wirtschaftliche Bande nachhaltig abgebaut oder wenigstens dauerhaft überbrückt werden. Man setzte also alles auf die Karte „Wirtschaft“, lagerte essenzielle, sogar existenzielle Produktionen aus, weil es anderswo billiger war. In Wahrheit wurde dadurch aber die eigene Resilienz geschwächt und die wirtschaftliche Abhängigkeit verstärkt. Gleichzeitig gab man den Feinden des Landes durch diese Handelsbeziehungen innen- und außenpolitische Legitimität, ja internationales Ansehen. Vor allem aber löste sich die moralische Autorität, zum Beispiel glaubwürdig und eindrucksvoll für Demokratie und Menschenrechte einzutreten, immer mehr in Luft auf.

Diese Entwicklung hätte für alle, wirklich alle – Politik, Gesellschaft, Wissenschaft, ja sogar die Wirtschaft – alarmierend sein müssen. Denn in unserem Land hatte man sich als Reaktion auf den letzten großen Krieg darauf verständigt, die Grundrechte

jedes Menschen zu definieren und zu schützen. So entstand eine Menschenrechtskonvention, die mittels internationaler bindender Verpflichtungen ein starkes Fundament für Menschenrechte, Freiheit, Demokratie und Frieden sein sollte.

Doch als nach diesen Zeiten von Wohlstand, Frieden und einer großen Portion naiver Unbeschwertheit plötzlich dunkle Wolken in Form einer Pandemie aufzogen, wurde die ganze Welt und nicht zuletzt auch unser Land vor unglaubliche Herausforderungen gestellt. Schnell stieß man auf vielen Ebenen an seine Grenzen, und trotz des anfänglichen Zusammenhalts entwickelte sich rasch eine umfassende Krise. Kaum hatte man diese herausfordernde Prüfung überstanden, die die Gesellschaft tief gespalten und die Wirtschaft nachhaltig geschwächt hinterließ, kam der nächste Schlag – eigentlich die nächsten schweren Schläge. Man musste schockiert feststellen, dass aus Gegnern, die man sich jahrelang schöngeredet hatte, schlagartig Feinde wurden. Man musste schmerzlich erkennen, dass Verbündete auf einmal nicht mehr dazu bereit waren, die Kohlen für einen aus dem Feuer zu holen. Und man musste ernüchtert zur Kenntnis nehmen, dass Handelspartner plötzlich keine Partner mehr waren, sondern einen massiv unter Druck setzten, ja zu erpressen versuchten.

Als dann ein befreundetes Land von einem tyrannischen Herrscher brutal überfallen wurde, war man endgültig überfordert, schwankte zwischen Protestnoten, halbherzigen Unterstützungen für den angegriffenen Nachbarn und ebenso halbherzigen Boykottmaßnahmen gegen den Aggressor. Die Bereitschaft, ernsthaft Verantwortung zu übernehmen, wurde durch das Tragen von allerlei – teilweise auch durchaus berechtigten – Bedenken geschwächt.

Die vielbeschworene These vom „Wandel durch Handel“ hatte sich jedenfalls auf

allen Ebenen als falsch erwiesen. Hinzu kam, dass sich jahrzehntelange Leistungs- und Elitenfeindlichkeit nun ebenso rächen wie die überbordende, alles hemmende Bürokratie, die sich fast überall etabliert hatte. Vor allem aber sorgte die ideologisch getriebene Verabsolutierung des Zeitgeistes dafür, dass jene Wertebände, die die Gesellschaft zusammenhielten – insbesondere die Familie – systematisch geschwächt worden waren, und so steuerte man sehenden Auges in die Desintegration. Diese begann mit der angesprochenen Erosion der gemeinsamen Werte, was immer mehr in eine Sinn- und Vertrauenskrise münden musste.

Viele Menschen in diesem Land begannen, sich eine eigene „Wahrheit“ zusammenzuzimmern, wodurch die Zweifel, ja die Ablehnung in Bezug auf Institutionen, Politik und Medien rapide wuchsen. In der Gesellschaft nahmen Misstrauen und Missgunst zu, während Solidarität und Caritas abnahmen. All das wiederum führte zu einer gesellschaftlichen Fragmentierung. Dieser Zerfall in immer mehr und auch immer radikalere Gruppen wiederum veränderte auch die Politik: Macht schien wichtiger zu sein als Moral. Es ging weniger darum, das Richtige zu sagen oder zu tun, sondern sich durchzusetzen, an der Macht zu bleiben. Kurz: Sicherheit, Wohlstand und Stabilität, und damit der gesellschaftliche Zusammenhalt, waren in Gefahr.

Das Land, von dem hier die Rede ist, nennt man Abendland oder Europa. Und dieses Europa steht nun vor der Wahl: Wollen wir auf einen Schrecken ohne Ende oder ein Ende mit Schrecken zusteuern? Klingt nach einer unerfreulichen Wahl – ist es auch. Aber eine andere, angenehmere Alternative haben wir nicht mehr. Zu lange haben wir uns als Gesellschaft nicht aus unserer Kom-

fortzone herausbewegt. Zu lange haben wir über unsere Verhältnisse gelebt. Zu lange haben wir warnende Zeichen der Zeit ignoriert und die beschwichtigenden Aussagen der Politik glauben wollen. Eine bequeme Passivität, für die wir jetzt den Preis zahlen müssen. Dieser Preis heißt, Courage zu zeigen, auch wenn es unbequem ist, auch wenn es Opfer verlangt. Ohne diese Courage wird es nicht gehen.

In dieser prekären Situation sind wir als Europa gefordert, gelebte Werte zu zeigen, denn genau das ist Haltung. Nur wer Haltung zeigt, kann Vorbild sein. Nur, wer Vorbild ist, kann Orientierung geben. Nur, wo es Orientierung gibt, kann es Hoffnung geben. Wertebasierte Orientierung ist der einzige Weg zur Wiederentdeckung von Tugenden wie Leistungsbereitschaft, Verantwortungsbewusstsein, Mut und Demut, um nur ein paar zu nennen. Und damit gesellschaftliche und europäische Resilienz zu entwickeln. Wenn unsere christlich-europäischen Werte nicht genau jetzt ein Revival erleben, dann werden die radikalen Kräfte weit links und weit rechts der Mitte das Schicksal des Abendlands in ihre Hände bekommen. Die Geschichte ist eine klare Warnung: Sie hat gezeigt, was uns dann erwartet.

Der europäische Vordenker und Gründervater Alcide De Gasperi hat gesagt: „Der Glaube gibt uns Halt; und der Optimismus ist eine konstruktive Kraft, wenn es darum geht, ein großes politisches und menschliches Ideal zu realisieren, wie es die europäische Einigung darstellt.“ Dieses große politische und menschliche Ideal, das europäische Märchen, kann auch ein Happy End haben. Es liegt an unserer Gesellschaft, an jeder und jedem Einzelnen.

Der Autor ist Prokurator des „St. Georgs-Ordens“.

Wer Frieden will, muss das ungeborene Kind schützen

Das Leben von Mutter Teresa ist ein Zeugnis für den christlichen Lebensschutz. Immer wieder prangerte sie das Übel der Abtreibung an. Doch verhallten ihre Mahnungen oft ungehört **VON MANFRED SPIEKER**

Mutter Teresa nutzte ihre Ansprache anlässlich der Verleihung des Friedensnobelpreises am 10. Dezember 1979 in Oslo für eine unerwartete Botschaft: „Der größte Zerstörer des Friedens ist heute der Schrei des unschuldigen, ungeborenen Kindes, das im Schoß seiner Mutter ermordet wird.“ Wenn ihr den Frieden wollte, „rettet das ungeborene Kind, erkennt die Gegenwart Jesu in ihm“. Die kleine Ordensfrau aus Kalkutta scheute sich nicht, den Rahmen dieser traditionsreichen Veranstaltung zu sprengen und der Festgesellschaft gleich zweimal Vorhaltungen zu machen: „Heute werden Millionen ungeborener Kinder getötet, und wir sagen nichts ... Niemand spricht von den Millionen von Kleinen, die empfangen wurden ... wie Sie und ich“, aber nicht zur Welt kommen durften. „Und wir sagen nichts, wir sind stumm.“ Mutter Teresa, 1910 in Albanien geboren, 1997 in Indien gestorben, 2003 von Papst Johannes Paul II. selig- und 2016 von Papst Franziskus heiliggesprochen, Mutter Teresa, die wirklich kompetent war, über Armut zu sprechen und die für ihre heiligmässige Hingabe an die Armen und Sterbenden ausgezeichnet wurde, wagte ihren Zuhörern zu sagen, die Nationen, die Abtreibung legalisiert haben, seien für sie „die ärmsten Länder“. Die meisten ihrer Zuhörer waren aus diesen Ländern.

Gottes Geschenk für die Ärmsten der Armen

Mutter Teresa wiederholte ihre Mahnungen 15 Jahre später auf einer ähnlich großen Bühne. Bei der UN-Konferenz über „Bevölkerung und Entwicklung“ 1994 in Kairo sagte sie: „Ich habe oft bekräftigt – und dessen bin ich sicher –, dass der Hauptzerstörer des Friedens in der Welt von heute die Abtreibung ist. Wenn eine Mutter ihr eigenes Kind töten kann, was hält dich und mich davon ab, uns gegenseitig zu töten?“

Papst Johannes Paul II. machte sich diese Mahnungen während seiner Polen-Reise im Juni 1997 zu eigen. In einer Predigt in Kalisz wiederholte er die Worte von Mutter Teresa, wonach der Hauptzerstörer des Friedens in der Welt von heute die Abtreibung sei. Mutter Teresa starb am 5. September 1997. Am ersten Jahrestag ihres Todes nannte Papst Johannes Paul II. sie „Gottes Geschenk für die Ärmsten der Armen“. Bei der Seligsprechung schon sechs Jahre nach ihrem Tod erinnerte er „an ihre Stellungnahmen für das Leben und gegen die Abtreibung“. Er nannte sie eine „Ikone des barmherzigen Samariters“ und bekannte: „Ich bin dieser mutigen Frau, deren Nähe ich immer gespürt habe, persönlich dankbar.“

Mit ihren Vorhaltungen bei der Verleihung des Friedensnobelpreises hatte Mutter Teresa nicht übertrieben. In den 13 Jahren vor ihrer Ehrung war Abtreibung in vielen westlichen Ländern, beginnend 1967 in Großbritannien, legalisiert worden – 1972 in der DDR, 1976 in der BRD. Über die Abtreibungszahlen weltweit mag spekuliert werden. Es gibt mehr oder weniger plausible Schätzungen. Für Deutschland weist eine Statistik allein bis 1979 fast eine Million Abtreibungen (genau 944.116) aus. Das Statistische Bundesamt gibt zwar jährlich die Zahl der Schwangerschaftsabbrüche des Vorjahres bekannt, unterlässt es aber hartnäckig, die eigenen Zahlen zu addieren, die auch noch um eine Dunkelziffer in vergleichbarer Höhe ergänzt werden müssen.

Mutter Teresa hatte nicht nur Recht im Hinblick auf die „Millionen ungeborener



Mutter Teresa hatte nicht nur Recht im Hinblick auf die „Millionen ungeborener Kinder“, die getötet werden, sondern auch mit ihrer Feststellung, dass die Gesellschaft gegenüber den Abtreibungen „stumm“ bleibt. *Fotos: Imago/stock&people*

Kinder“, die getötet werden, sondern auch mit ihrer Feststellung, dass die Gesellschaft gegenüber den Abtreibungen „stumm“ bleibt. Die Politik hätte prüfen müssen, ob die bei jeder Reform des Abtreibungsrechts vorgetragene Begründung, damit die Zahl der Abtreibungen senken zu wollen, zutrifft. Auch wenn die „Korrektur- und Nachbesserungspflicht“, die das Bundesverfassungsgericht dem Gesetzgeber für den Fall aufgetragen hat, dass das Ziel der Reform, die Abtreibungszahlen zu reduzieren, nicht erreicht wird, erst im Urteil vom 28. Mai 1993 festgehalten wurde: Dieser Pflicht hätte der Gesetzgeber auch schon nach den Reformen des Paragraphen 218 StGB 1974 und 1976 nachkommen müssen. Er ignoriert sie aber bis heute. Gesetzgeber und Regierung bleiben stumm.

Und die Vertreter der Kirche? Bischof Georg Bätzing, der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz (DBK), oder Irme Stetter-Karp, die Präsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), betonten zwar immer wieder, dass der katholische Glaube den Schutz des ungeborenen Lebens verlangt. Aber sie hielten in der Debatte um eine erneute Reform der Paragraphen 218 ff., deren Befürworter den Schwangerschaftsabbruch nicht mehr im Strafrecht, sondern im Zivilrecht oder in der ärztlichen Berufsordnung regeln wollten, die gesetzliche Regelung des Schwangerschaftsabbruchs in Deutschland von 1995 für einen guten Kompromiss zwischen dem Lebensrecht des Kindes und dem Selbstbestimmungsrecht der Schwangeren, an dem nichts geändert werden sollte.

Auch diese Regelung ist eine Legalisierung der Abtreibung, die aus dem Beratungsschein eine Lizenz für den Arzt zur Tötung des ungeborenen Kindes machte. Gegenüber dieser Regelung zu schweigen oder sie gar als bewährten Kompromiss zu bezeichnen, ist gewiss nicht im Sinne von Mutter Teresa.

Zu den sprachmächtigen Vertretern der Kirche können auch Theologieprofessoren gezählt werden, insbesondere jene der Moralthologie und der Christlichen Gesellschaftslehre. Letztere haben zum weit überwiegenden Teil den Schutz des Lebens noch nicht als ihre Agenda entdeckt, obwohl alle Päpste seit Johannes Paul II.



Der heilige Papst Johannes Paul II. mit Mutter Teresa während seines Besuchs in Kalkutta. Der polnische Papst nannte die kleine Ordensfrau eine „Ikone des barmherzigen Samariters“.

der „Kultur des Todes“ ihre Aufmerksamkeit widmeten und den Schutz des Lebens als sozialethische Aufgabe unterstrichen. Insbesondere Papst Benedikt XVI. betonte in seiner Enzyklika „Caritas in Veritate“ mehrfach den Zusammenhang zwischen der Ethik des Lebens und der Sozialethik.

Bei manchen Theologen wünschte man sich freilich, sie wären stumm geblieben. Ursula Nothelle-Wildfeuer, Professorin für Christliche Gesellschaftslehre an der Universität Freiburg, erklärte 2024 gegenüber der Kirchenzeitung des Bistums Münster, „Kirche und Leben“, die Beteiligung der Kirche an der Debatte um eine Reform des Abtreibungsparagraphen stelle „ein Kräfte-messen zwischen Kirche und Staat“ dar, bei dem es der Kirche mehr um „Lehrschutz“ als um Lebensschutz ging. Sie plädierte für eine „deutlichere Trennung von Kirche und Staat“ und, im Gegensatz dazu, für eine Rückkehr der Kirche in das gesetzliche Schwangerschaftskonfliktberatungssystem. Selbst der Marsch für das Leben, der vom „Bundesverband Lebensrecht“ 2003 erstmals und seit 2008 jährlich organisiert wird und der den stimmlosen Opfern der Abtreibung und der Euthanasie eine Stimme gibt, wurde im selben Interview ohne nähere Begründung als in seiner „Wirksamkeit für den Lebensschutz zumindest fragwürdig, wenn nicht sogar kontraproduktiv“ dargestellt.

Alle Gefährdungen des Lebens im Blick

Das Leben von Mutter Teresa ist ein Zeugnis für den christlichen Lebensschutz, der sich nicht auf den Kampf gegen die Abtreibung beschränkt, sondern alle Gefährdungen des Lebens im Blick hat und allen Notleidenden Hilfe anbietet. Wenn Mutter Teresa dennoch den Kampf gegen die Abtreibung ins Zentrum rückte, so weil sie überzeugt ist, dass die Leugnung des Lebensrechts im frühesten Stadium der menschlichen Existenz eine „Hauptzerstörerin des Friedens“ ist. Die immer wieder zu hörende Forderung, Katholiken sollten sich nicht nur um Abtreibung kümmern, sondern auch um Armut, Migration, Gesundheitsfürsorge und die Todesstrafe, erweckt den Eindruck, als hätten alle sozialen Probleme denselben Rang. Den haben sie aber nicht. Natürlich engagiert sich die Kirche in all diesen Feldern. Aber die seit der amerikanischen Debatte um den Kommunionsempfang von Pro-Choice-Politikern Anfang der 80er Jahre immer wieder erhobene Forderung nach einer „konsistenten Ethik“ steht immer in Gefahr, die Grundfrage nach dem Lebensrecht zu relativieren und den Kampf der Kirche gegen die Abtreibung zu diskreditieren.

Dem ist Papst Benedikt XVI. schon 2006 in einem Schreiben an die amerikanischen Bischöfe entgegengetreten: „Nicht alle moralischen Fragen haben dasselbe moralische Gewicht wie Abtreibung und Euthanasie... Es mag selbst unter Katholiken über die Fragen, ob ein Krieg geführt oder die Todesstrafe angewandt werden soll, legitime Meinungsverschiedenheiten geben, nicht jedoch im Hinblick auf Abtreibung und Euthanasie.“ Im Schutz des Lebens ungeborener Kinder liegt deshalb die Wiege des Friedens, denn er trägt sowohl der Überzeugung als auch der Erfahrung Rechnung, dass die Tötung unschuldiger Personen in der frühesten Phase ihrer Existenz Probleme nicht verringert, sondern vermehrt.

Der Autor ist emeritierter Professor für Christliche Gesellschaftslehre an der Universität Osnabrück.

„Für den Frieden lohnt es sich, das Leben einzusetzen“

In der Zentralafrikanischen Republik zeigten zwei Hirten, wie Mut, Zuhören, Dialog und Gebet dazu beitragen können, die Eskalation eines Religionskrieges zu verhindern. Eine Inspiration für die Friedensarbeit der Kirche in Krisenregionen **VON SINA HARTERT**

Drohungen zu erhalten, ist normal, wenn man sich für den Frieden einsetzt. Doch der Frieden ist eine so wichtige Sache, dass es sich lohnt, dafür Zeit und Leben einzusetzen“, erklärt Aurelio Gazzera, seit knapp zwei Jahren Koadjutorbischof von Bangassou in der Zentralafrikanischen Republik, gegenüber der „Tagespost“. Der italienische Karmelit ist im Land als „der Mann, der die Gewehre beugte“ bekannt – mit seinen mutigen Vermittlungen während des Bürgerkriegs gewann er vor einem Jahrzehnt internationale Aufmerksamkeit. Aufgrund seiner Erfahrungen wurde er mehrfach von der Europäischen Union konsultiert.

Friedensarbeit ist keine „Zugabe“, sondern Teil des Evangeliums. „Selig, die Frieden stiften; denn sie werden Kinder Gottes genannt werden“ (Mt 5,9). Die Kirche zeigt dies in zahlreichen kriegsgebeutelten Regionen Tag für Tag. Ein besonders eindrückliches Beispiel ist die Zentralafrikanische Republik: Auch wenn die Lage vielerorts weiterhin prekär ist, machen die heute spürbar verbesserten Beziehungen zwischen christlicher und muslimischer Bevölkerung deutlich, wie nachhaltig die Friedensinitiativen der vergangenen Jahre wirken.

Christliche Berufung zum Frieden

„Wir müssen unsere Berufung als getaufte Christen ernst nehmen, selbst unter dem Risiko, Märtyrer zu werden – denn der Friede wird mit unserem ganzen Wesen geschaffen“, erklärt Kardinal Dieudonné Nzapalainga im Gespräch mit der „Tagespost“. Er ist Erzbischof von Bangui und leitet damit die Erzdiözese, die die Hauptstadt der Zentralafrikanischen Republik umfasst. Seine Äußerungen sind keine bloßen Worte: Die pastorale Friedensarbeit von Kardinal Nzapalainga und Bischof Gazzera vermag die Kirche in anderen Krisenregionen zu inspirieren. Sie zeigt – bei allen Unterschieden zwischen Ländern, Situationen und Kulturen –, worauf es ankommt: auf die Bereitschaft, das eigene Leben für den Frieden einzusetzen; auf das beharrliche Bemühen um Dialog zwischen den Konfliktparteien; auf den Mut, Unwahrheiten und untragbares Verhalten klar zu benennen; auf die aktive Einbindung der Bevölkerung – und viel Gebet.

Ab 2013 hatten die Seleka, ein Bündnis überwiegend muslimischer Rebellengruppen, in der rohstoffreichen, aber extrem armen Zentralafrikanischen Republik Angst und Schrecken verbreitet durch Plünderungen, Zerstörungen, Folterungen und Massaker. Als Reaktion – zunächst aus Notwehr – formierte sich die Anti-Balaka-Miliz, bestehend aus Animisten und Christen. In dem blutigen Konflikt wurde Religion von politischen und militärischen Akteuren instrumentalisiert und verschärfte die Gewalt.

Dass es dennoch nicht zu einem flächendeckenden Religionskrieg kam, ist unter anderem der intensiven, mutigen Friedensarbeit der Kirche zu verdanken. Kardinal Nzapalainga wies früh jede religiöse Legitimation der Milizen zurück, reiste – oft unter Lebensgefahr – zusammen mit dem Imam Omar Kobine Lamaya, Präsident des Höheren Islamischen Rates der Zentralafrikanischen Republik, und dem protestantischen Pastor Nicolas Guérékoyaméné-Gbangou, Präsident der Evangelischen Allianz, durch In- und Ausland und rückte durch Politik und Medien verbreitete Narrative zurecht. Das Trio machte klar: Der herrschende Krieg stellt keinen religiösen Konflikt zwischen Musli-



Mutige Vermittler in einem vergessenen Krieg: Bischof Aurelio Gazzera...

Foto: Aurelio Gazzera

men und Christen dar, sondern einen Kampf um Macht und Rohstoffe.

Unerschrocken verurteilte die Kirche die Verbrechen beider Seiten und setzte sich für den Schutz der Zivilbevölkerung ein – das zweitgrößte Lager für Vertriebene in Bangui war von Dezember 2013 bis Februar 2017 das Gelände des Karmels mit bis zu 15 000 Vertriebenen.

Gott allein hat das letzte Wort

„All diese Menschen sind unsere Schäfchen, und ich bin herungereist, um ihnen zu versichern, dass wir sie verteidigen und bereit sind, unser Leben für sie hinzugeben“, so das beeindruckende Zeugnis des

Kardinals. „Wir waren da, um ihre Tränen abzuwischen und sie zu ermutigen: ‚Gott allein – nicht das Böse – hat das letzte Wort. Richtet euren Blick auf Christus, das Licht. Am Horizont zeichnet sich etwas Neues ab. Gott verlässt uns nicht.‘“

Bischof Gazzera erklärt: „Die Kirche hat ihre Arme und die Türen Hunderter Häuser geöffnet, um Vertriebene aufzunehmen, ohne Unterschied ihrer Religion oder ethnischen Zugehörigkeit. Gleichzeitig hat sie jedoch erkannt, dass es notwendig ist, tiefergreifend zu intervenieren und darauf hinzuwirken, dass die Konfliktparteien sich treffen, diskutieren und in einen Dialog treten können, damit die Bevölkerung nicht in die Rolle des Opfers gedrängt wird, sondern im Mittelpunkt

der Dialog- und Vermittlungsarbeit stehen kann.“

So wurden in Städten und Dörfern lokale Komitees mit Angehörigen unterschiedlicher Religionen und Konfessionen geschaffen, die – anstelle des abwesenden Staates – auf Basisebene Konflikte regelten und für Themen wie Plünderungen und Waffenhandel sensibilisierten. Auch der Kardinal versuchte auf seinen Inlandsreisen mit dem Imam und dem Pastor, Konflikte zu schlichten und vorzubeugen, indem die verschiedenen Gruppen angehört und ihre Berichte verglichen wurden, um Gerüchte auszuräumen und der Wahrheit Raum zu geben.

„Für den Frieden muss man bereit sein, sich gegenüberzustellen“, stellt der Kardinal klar. Und dafür müsse man auch bereit sein, den Rebellen gegenüberzutreten: „Frieden schließt man mit Feinden, mit denen, die ich als Teufel betrachte. Und dann entdecke ich, dass der andere ein Herz hat, das lieben kann.“

Einsatz unter Lebensgefahr

Unermüdet, oft unter akuter Lebensgefahr und mit dem Rosenkranz als einziger Waffe, begab sich der damalige Pater Aurelio immer wieder in die Höhle des Löwen, um zwischen den beiden Milizen zu vermitteln. So habe er „mit schwer bewaffneten Menschen diskutiert, die Drogen und Alkohol konsumieren und von Gewalt und Arroganz erfüllt sind“. Nicht jeder habe „Lust gehabt, sich hinzusetzen und die Sichtweise des anderen anzuhören“, berichtet er gegenüber der „Tagespost“. Doch sei es entscheidend, unabhängig von den vereinfachten Versionen der Medien zu versuchen, die Gründe des anderen zu verstehen. Aber auch, manche ihrer Taten klar und deutlich zu verurteilen, um sie vor ihre eigene Verantwortung zu stellen und ihnen einen Weg der Umkehr zu eröffnen. Hass habe er nie empfunden – wohl aber Wut gegenüber dem Unrecht und dem

schrecklichen Blutvergießen. „Es ist wichtig, diese Wut zu spüren, um sich dem Bösen entgegenstellen zu können. Krieg und Gewalt dürfen niemals normal werden.“ Als Pater Aurelio in Bozoum einen Seleka-Rebellen wegen der grausamen Folter zweier seiner „Schäfchen“ zur Rede stellte, ohrfeigte man ihn so heftig, dass er zu Boden stürzte; ein anderes Mal wurde sein Auto mit Steinen beworfen. Häufig wurde er mit Kalaschnikows bedroht. Doch er wich nicht zurück, sondern blieb – „mithilfe der Gnade Gottes“ – bei der Bevölkerung, die ihn so dringend brauchte.

Kardinal Nzapalainga und Bischof Gazzera erinnern daran, dass Kriege nicht plötzlich ausbrechen. „Oft sind wir es selbst, die den Krieg nähren – durch unsere Worte, unsere Gesten“, warnt der Kardinal. Auch die Fähigkeit zur Vergebung muss im Kleinen trainiert werden, denn Frieden kann nur mit Vergebung beginnen. „Wir müssen dem Hass widerstehen und vom Glauben bewohnt sein“, so der Kardinal. „Der Herr hat uns geboten, das Böse nicht mit dem Bösen zu vergelten. Am Kreuz hat er den Vater, denen zu vergeben, die für seinen Tod verantwortlich waren.“

In all den Friedensbemühungen spielte das Gebet eine tragende Rolle: Vor heiklen Treffen mit den Rebellen beteten die muslimischen und christlichen Vermittler gemeinsam. Die tägliche Eucharistiefeier schenkte Kardinal und Bischof Kraft und verwies sie auf das Vorbild Jesu, der sein Leben hingab, um der Welt seinen Frieden zu schenken.

Jeder Krieg hat seine eigene Gestalt. Doch die Friedensarbeit in der Zentralafrikanischen Republik bleibt ein kraftvolles Zeugnis – ein Plädoyer für Hoffnung. Sie zeigt, wie verhindert werden kann, dass ein Konflikt die Herzen vergiftet und grenzenloser Hass zwischen Religionen und Konfessionen um sich greift. Am Ende, so erinnert Bischof Gazzera, bleibt nur, „die Friedensarbeit in Gottes Hände zu legen, im Vertrauen darauf, dass er allein die Herzen wirklich zu berühren vermag“.



...und Kardinal Dieudonné Nzapalainga.

Foto: Erzbistum Bangui

„Die Flucht Jesu ist hier real geworden“

Burkina Faso, der Libanon, der Nordirak und die Ukraine sind Krisengebiete. Die dortigen Christen vertrauen auf Gott und halten zusammen – besonders an Weihnachten. Vier Zeugnisse **VON ELISABETH HÜFFER**

Weihnachten ist das Fest der Kinder, welches wir mit Freude und Hoffnung feiern. Am Weihnachtstag werden wir mit ihnen und der ganzen Gemeinde dafür beten, dass Frieden in unserem Land und in allen Ländern einkehrt“, sagt Abbé Bertrand Sawadogo im Gespräch mit der „Tagespost“. Er ist Pfarrer im Norden von Burkina Faso, in der Gemeinde Bourzanga. Seit 2015 suchen Terroranschläge das Land heim. Im Juni 2019 wurden auch in Sawadogos Gemeinde Christen erschossen – weil sie ein Kreuz trugen.

Frohe Botschaft verkünden

„Dieser Vorfall hat uns nicht entmutigt, da wir sie als Märtyrer des Kreuzes Christi betrachteten“, äußert sich der Priester. „Ich kann sagen, dass der Glaube der Christen trotz allem kaum geschwächt wurde. Wenn wir Eucharistie feiern, ist die Kirche weiterhin voll. Die Christen bezeugen ohne Furcht ihren Glauben und ihre Nächstenliebe“, so der Priester. Zum Beispiel nun, zu Weihnachten. „Wir möchten vor allem für die Bedürftigsten ein Weihnachtessen zubereiten (sofern wir die Mittel dafür haben). So können sie sich einmal richtig satt essen! Während der Weihnachtszeit machen die Kinder zusammen mit ihren Betreuern eine ‚Dreikönigtour‘, bei der sie Familien besuchen, um ihnen die frohe Botschaft von der Geburt Jesu zu verkünden“, sagt er.

„Da wir an Gott glauben und auf ihn hoffen, haben wir keine Zeit, uns um uns selbst zu sorgen. Wir sind entschlossen, uns ihm und denjenigen zuzuwenden, die von der Krise am stärksten betroffen sind – den Ärmsten! So veranlasst uns jede schwierige Situation, andere zu trösten und die Herzen zu beruhigen“, fährt er fort. Jede glückliche Situation sei eine Gelegenheit, sich mit anderen zu freuen. Dann komme auch der Frieden im Herzen: durch die Hoffnung, „dass morgen mit der Hilfe des Herrn und der Menschen guten Willens alles besser wird“.

„Die Lösung ist das Gebet“

Marguerita Kalassy ist Mitte 20 und im September dieses Jahres aus dem Libanon weggezogen, um in Paris zu studieren. Sie wohnte in dem Distrikt Keserwan, im Zentrum des Landes, 17 Kilometer nördlich von der Hauptstadt Beirut. Auf deren Vororte flog Israel immer wieder Angriffe – und trotzdem sei der Krieg „geografisch gesehen weit weg“, wie Marguerita im Gespräch mit der „Tagespost“ erklärt.

Ihre Familie sei in Sicherheit, beteuert sie: „Niemand von meiner Familie wohnt direkt im Konfliktgebiet. Den Großteil der Christen trifft es nicht. Aber wir leiden mit den vielen vom Krieg betroffenen Menschen.“ Der Konflikt wirke sich unterschiedlich stark aus, sagt sie: „Menschen sind zu uns geflüchtet, aus den gefährlichen Gebieten. Ihnen geht es wirklich schlecht; die Situation ist sehr schmerzhaft für sie. Im Süden, in schiitischen Gemeinden, wurden viele Häuser zerstört. Wir haben die Menschen aufgenommen und auch Schulen haben ihnen ihre Türen geöffnet“, sagt sie.

Während im Hintergrund die Pariser Metro rauscht, spricht Marguerita weiter. Die Lösung sei das Gebet, betont sie immer wieder. Es gebe nichts, was das Gebet nicht lösen könne. „Ich habe keine Angst, solange ich bete und Gott mit mir ist. Wenn man Gott sagt, was passiert ist und was einen herausfordert, dann wird alles leichter“, so die maronitische Chris-



Abbé Bertrand Sawadogo ist Pfarrer im Norden von Burkina Faso, in der Gemeinde Bourzanga. Foto: privat



Samir Youssif ist chaldäischer Pfarrer der Pfarrei Enishke im Norden der autonomen Region Kurdistan. Foto: privat



Marguerita Kalassy ist im September dieses Jahres aus dem Libanon weggezogen, um in Paris zu studieren. Foto: Lemmy Vedutti Photography



Ihr Glaube helfe ihr, das Licht in den dunklen Momenten zu sehen, sagt die orthodoxe Christin Olena Voicyk. Foto: privat

tin. 99 Prozent der Bewohner ihres Distrikts sind Christen, das letzte Prozent schiitische Muslime. „Der Frieden kommt von innen, von der Beziehung zu Gott und davon, den heiligen Geist anzurufen. Es geht darum, sich mit Gott bereit zu machen. Das ist alles.“

Die Zuversicht, mit der sie spricht, mag wohl auch durch das Vorbild ihrer Urhnen kommen. „Meine maronitischen Vorfahren haben während der Kriege viel gebetet. Sie baten die Gottesmutter um Fürsprache und beteten treu den Rosenkranz. Sie wussten ja, dass Gott seit der Zeit Abrahams sein Versprechen gehalten hat. Wieso sollte er nicht auch sie beschützen? Sie haben Wunder und Erscheinungen gesehen“, sagt sie. Es gebe keinen Grund, im Libanon zu verzweifeln. Das Land sei dem unbefleckten Herzen der Gottesmutter geweiht, sogar mehrfach. Es gebe viele

Menschen, die der Kirche dienen. „Und die Kirche dient dem Frieden“, so Marguerita. Die Gemeinden organisieren Eucharistische Anbetung oder andere Veranstaltungen. Um für den Frieden zu beten, auch in den Nachbarländern.

„Man sieht also, wir Libanesen feiern immer, ob im Krieg oder anderen Krisensituationen. Und davon haben wir viele erlebt. Trotzdem genießen wir das Leben“, versichert Marguerita. Dieses Jahr kann sie Weihnachten nicht im Libanon feiern. Die Flüge waren zu teuer. „Ich musste lachen, als ich die hohen Preise gesehen habe. Da hätte ich früher buchen müssen. Aber auch in Paris gibt es maronitische Christen, mit denen ich feiern kann. So, als wären sie meine eigene Familie. In den Gemeinden hier gibt es darüber hinaus viele Weihnachtsveranstaltungen. Ich bin also nicht alleine. Und

außerdem mache ich dann Video-Anrufe mit meiner Familie“, so die Libanesin.

In der Liebe Christi leben

Samir Youssif ist chaldäischer Pfarrer der Pfarrei Enishke, ganz im Norden der autonomen Region Kurdistan im Nordirak. Ab 2014, der Hochphase des IS-Terrors, war seine Pfarrei mehr als fünf Jahre lang verantwortlich für 1200 vertriebene Familien aus der Niniveh-Ebene. Jesiden, Muslime, Araber, Syrer oder Christen – sie alle flohen vor dem IS. Und kamen in Schul- und Kirchengebäuden oder Containern unter. Andere Hilfsorganisationen halfen; Papst Franziskus entsandte damals Kardinal Fernando Filoni, um humanitäre Hilfe in den Nordirak zu bringen. Einige von ihnen sind geblieben, da ihre Regionen bis heute unsicher sind.

Andere haben sich integriert oder sind in die Heimat zurückgezogen.

„Wir sind hier, um in der Liebe Christi zu leben. Er fordert uns auf, alle Menschen zu lieben. Wir helfen den verschiedenen Kulturen, sich zu verzeihen und zusammen in die Zukunft blicken zu können“, sagt Pater Samir im Telefonat mit der „Tagespost“. „Wir wollen den Familien ein gutes Zuhause geben, sodass sie möglichst nicht in Containern wohnen müssen. Kinder brauchen einen Ort, an dem sie gut schlafen, essen und spielen können, und eine Schule. Wir sehen Jesus Christus in den Gesichtern aller Kinder. Aber auch spirituelle und psychologische Hilfe ist wichtig, eine Atmosphäre, die Frieden bringt. Und, dass wir ihnen zeigen: Wir lieben sie, ob sie Christen sind oder nicht.“ Wenn sie zum Beispiel Essenskörbe austeilen, dann würden sie bei den Muslimen beginnen. Das sei eine wichtige Botschaft an die Muslime.

„An Weihnachten leben wir eine besondere Art von Spiritualität“, spricht der Pfarrer weiter aus mehr als zehn Jahren Erfahrung. „Dann Menschen bei sich aufzunehmen, erinnert an Jesus, der nach Ägypten fliehen musste. Maria und Joseph haben alles dafür getan, ihm eine gute Unterkunft zu verschaffen – die dennoch sehr bescheiden ausfiel. Dieses Bild ist für uns real geworden. Wir können den Kindern und Familien auch nicht viel bieten, aber zumindest eine saubere Unterkunft.“

Kinder sind kleine Wunder

Olena Voicyk arbeitet bei der Caritas-Spes, die seit der großen Invasion der Ukraine sogenannte „Child Friendly Spaces“ betreibt. Sie richten sich insbesondere an Kinder, die nahe der Frontlinie leben und mit Stress und Traumata kämpfen.

„Wir leben heute intensiver als zuvor. Schieben nichts auf später, weil es vielleicht kein Später gibt. Jeder Moment mit der Familie, mit Kollegen und Freunden, ist mehr wert als früher“, sagt die Ukrainerin im Gespräch mit der „Tagespost“. Sie wohnt in Kiew. Jede Nacht in der umkämpften Stadt sei für sie „wie eine Lotterie“. Man habe gelernt, mit der Unsicherheit zu leben – und nicht stehen zu bleiben. Das sei das Wichtigste, um nicht zu verzweifeln.

„Es ist nicht einfach, den inneren Frieden zu bewahren, wenn die Nächte schrecklich und schlaflos sind und die Explosionen ganz nah.“ Der wahre Frieden, er beginnt ihrer Meinung nach im Herzen – den zu wahren, sei aktuell eine wichtige Aufgabe. „Frieden bedeutet für mich, jeden Tag bewusst zu wählen, wofür ich meine Aufmerksamkeit und meine Kräfte gebe. Ich sehe viel Leid, aber auch unendlich viel Mut, Fürsorge und Menschlichkeit. Das bewundere ich, besonders bei den Kindern in unseren Zentren. Sie sind für mich kleine Wunder. Kinder, die lachen, spielen und träumen. Oft sind sie für uns Erwachsene Vorbilder und geben uns Kraft, stark zu bleiben – für sie.“

Ihr Glaube helfe ihr, das Licht in den dunklen Momenten zu sehen, sagt die orthodoxe Christin. „Wie an Weihnachten, als das Licht in die Welt kam, als alles dunkel war. Ohne meinen Glauben wäre ich vielleicht jeden Tag beim Psychologen. Ich glaube, Gott ist da, wo Menschen einander gegenüber nicht gleichgültig bleiben.“ Eine Freundin von ihr habe sie beruhigt, als sie kürzlich müde und verzweifelt war – weil ihr Leben wie ein Kampf ist und sie immer wieder Prüfungen bewältigen muss. Die Freundin sagte: „Das ist so, weil du noch auf der Erde bist und noch nicht im Paradies. Du brauchst ein bisschen Geduld.“

Ein Klassiker des Rechtsdenkens weist den Weg zum Frieden

Vor 400 Jahren erschien Hugo Grotius' Hauptwerk „Über das Recht im Krieg und im Frieden“. Frieden, so lehrt er, gibt es nur durch das Recht, nicht gegen das Recht. Offenbar sind seine Lektionen noch nicht gelernt **VON TILMAN REGEN**

Im Rahmen einer Podiumsdiskussion des Europa-Kollegs Hamburg zum Thema „What Constitutional Future for Ukraine?“ am 19. November 2025 rückte die ukrainische Friedensnobelpreisträgerin Oleksandra Matviychuk eindrucksvoll die Sehnsucht der zahllosen Kriegsgeschehen nach Gerechtigkeit in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen. Der Krieg werde letztlich nicht beendet werden können, solange dem Land und den Opfern nicht Gerechtigkeit widerfahre. Sie sprach damit eine Einsicht aus, die im Grunde einer sehr alten und universalen Überzeugung entspricht. Papst Benedikt XV. hatte in seiner eindringlich mahnenden Friedensnote vom 1. August 1917 an die Parteien des Ersten Weltkriegs die Forderung gerichtet, endlich an die Stelle der physischen Macht der Waffen die moralische Macht des Rechts treten zu lassen, und einen Weg zum Ausgleich durch Beseitigung der Kriegsfolgen gewiesen. Wie wir wissen, handelten die kriegsführenden Parteien nicht danach, sehr zum Unglück der Welt.

Vor 400 Jahren, genauer im März 1625, erschien in Paris erstmals das juristische Hauptwerk des Hugo Grotius, *De jure belli ac pacis libri tres, in quibus jus naturae et gentium item juris publici praecipua explicantur* (dt.: Drei Bücher über das Recht im Krieg und im Frieden, in denen das Natur- und Völkerrecht sowie Besonderheiten des öffentlichen Rechts dargestellt werden). Dieses Werk avancierte schnell zu einem Klassiker juristischer Literatur und diente lange Zeit als Grundlage akademischen Unterrichts über das Naturrecht. Ganz offensichtlich hatte Grotius, der schon zeitgenössisch als Wunderkind aufgefallen war, ein dringendes Desiderat erfüllt. Erstmals wird derzeit, gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, eine lateinisch-deutsche Ausgabe an der Universität Hamburg vorbereitet.

Hugo Grotius wurde am 10. April 1583 in Delft geboren und starb auf einer Reise am 28. August 1645 in Rostock. Bereits mit 16 Jahren war er Rechtsanwalt in Den Haag, mit 24 Jahren Generalanwalt von Holland, Zeeland und Westfriesland, mit 30 Jahren Syndikus von Rotterdam. Der niederländische Freiheitskampf gegen die spanische Krone (1548-1648) überspannte die gesamte Lebensdauer von Grotius. Der dreißigjährige Krieg begleitete sein halbes Leben. Seine Lebensumstände waren also alles andere als friedlich. Er selbst teilte seit 1621 das Schicksal eines Flüchtlings. Innerprotestantische Streitigkeiten hatten dazu geführt, dass der niederländische Statthalter Moritz von Nassau den „Landsadvocaat“ von Holland, Johan Oldenbarnevelt, im Mai 1619 zum Tode verurteilen und hinrichten ließ. Auch Grotius war als Mitarbeiter Oldenbarnevelts in diesem Zusammenhang verhaftet und am 18. Mai 1619 zu lebenslänglicher Haft bei Einziehung seines Vermögens verurteilt worden. Es gelang ihm jedoch mit Hilfe seiner Frau, 1621 aus der Haft zu entweichen und nach Paris zu entfliehen. Unter dem Schutz des dortigen katholischen Königs Ludwig XIII. (1610-1643), der den Beinamen „der Gerechte“ trägt, entstand das große Naturrechtbuch von Grotius.



Statue von Hugo Grotius vor der „Nieuwe Kerk“ in seiner Geburtsstadt Delft in den Niederlanden. Seine eigenen Lebensumstände waren alles andere als friedlich. **Foto: Imago/Depositphotos**

Mit der Materie hatte sich Grotius schon lange beschäftigt. 1604 hatte Grotius die Begutachtung eines Prisenfalls für die Vereinigte Ostindien-Compagnie übernommen. Am 25. Februar 1603 hatte der niederländische Kapitän Jacob van Heemskerck in der Nähe von Malakka das portugiesische Handelsschiff Santa Catarina aufgebracht und zusammen mit seiner teuren Fracht erbeutet. Schiff und Fracht wurden nach Amsterdam gebracht und dort unter den Niederländern aufgeteilt. Vor dem dortigen Admiralsgericht ging es um die Rechtmäßigkeit dieser Kaperung. Grotius argumentierte auf der Basis des Natur- und Völkerrechts, dass die Niederländer rechtmäßig gehandelt hätten, da die Portugiesen ihnen den freien Handel verweigert und holländische Kaufleute und Seefahrer misshandelt hätten. Eine gerichtliche Klärung der Fragen sei nicht möglich gewesen. Grotius entwickelte in seinem Gutachten eine sehr umfassende Theorie des Kriegs- und Prisenrechts. Die Rechtfertigungsstrategie von Grotius wird heute manchmal als problematisch aufgefasst, weil sie in sehr konkreter Weise die kolonialen Absichten und Praktiken der Niederländer zu legitimieren unternommen habe. Solche Kritik verkennt, dass Grotius auf der Basis eines Rechtssystems mit einem universalen Anspruch argumentiert. Dass damit Interessen durchgesetzt wer-

den sollen, steht nicht entgegen. Die normativen Argumente können aber nicht mittels ihrer sozioökonomischen Entstehungsbedingungen widerlegt werden.

In der Widmungsrede zu Beginn von *De jure belli ac pacis* (JBP) hält Grotius dem König, der über Krieg und Frieden entscheidet, die Bedeutung der Gerechtigkeit vor Augen. Eine pax honesta, ein ehrenhafter Frieden, ist nur dann möglich, wenn die Gerechtigkeit aufgerichtet wird. Solcher Frieden ist der Zielzustand des öffentlichen Gemeinwesens. Verlor ein Fürst die Ehre, die eben gerade an die Gerechtigkeit gekoppelt war, galt er als politisch unfähig. So verwundert es auch nicht, dass im Westfälischen Frieden rund zwei Jahrzehnte nach dem Erscheinen von JBP alle Seiten stets darauf bedacht waren, die Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen zu betonen.

In der frühneuzeitlichen Perspektive war der Krieg zwar nicht geächtet, aber der Frieden war klar der Idealzustand. Um diesen Idealzustand gerechter und damit friedlicher Verhältnisse zu erreichen, musste man ganz notwendig auch den Krieg den Regeln des Rechts unterwerfen. Besonders wirkmächtig hatte Thomas von Aquin in der *Summa theologiae* (II-II q. 40) die Frage nach der Legitimation des Krieges aufgeworfen und diese (1) von der Befugnis des Kriegsherrn

(*auctoritas principis*), (2) einem gerechten Grund (*iusta causa*) und (3) gerechter, nämlich auf die Wiederherstellung des Friedens gerichteter Absicht (*recta intentio*) abhängig gemacht. Frieden aber ist für ihn mit Augustinus die *tranquillitas ordinis*, ein Zustand innerer Gerechtigkeit (II-II q. 29, art. 1 cor. und ad 1). Er ist zugleich das Ziel politischer Regierung (*De regno ad regem Cyprum* I, c. 3). Insbesondere die Schule von Salamanca hatte die Ideen des Thomas vertieft. So war Grotius gewiss nicht der Erste, der sich dem Natur- und Völkerrecht zugewendet hatte, aber er beanspruchte für sich, es als erster umfassend und systematisch getan zu haben. Und in der Tat hat er, aufbauend auf den älteren Überlegungen, ein sehr umfassendes Naturrechtbuch geschrieben. Inhaltlich ging es dabei vor allem um die Frage, wann ein Krieg gerechtfertigt ist. Krieg erschien nicht als von vornherein geächtet, sondern als ein politischer Zustand, in dem es um die Durchsetzung bestimmter Rechtspositionen gehen sollte, nicht aber um die Durchsetzung reiner Machtinteressen.

Wesentlicher Inhalt des Rechts, das den Frieden in der menschlichen Gemeinschaft bewahren soll, ist für Grotius die Anerkennung des jeweiligen Freiheitsraums des anderen. Das ergibt sich für ihn aus der menschlichen Vernunft. Sie lehrt, dass der Mensch einen *appetitus societatis* hat, einen

Drang nach Gemeinschaft, die auf ein Zusammenleben im Frieden angelegt ist. Der Frieden kann nur bewahrt werden, wenn die subjektiven Rechtspositionen der anderen Menschen respektiert werden. Im Wesentlichen geht es Grotius um die Klärung dieser Rechte, die notfalls auch durch einen Krieg wiederhergestellt werden können. Daher entfaltet Grotius eine ziemlich vollständige Rechtsordnung unter Einschluss vor allem des Privatrechts. Letzteres geschieht vor dem Hintergrund, dass Grotius das Verhältnis der Staaten untereinander mit dem Status der Menschen vor der Entstehung politischer Gemeinwesen, die eine einheitliche Regierung haben, vergleicht, die sich also wie Private begeben.

Oft wird ein Satz in den Vorbemerkungen des Grotius missverstanden, wo er schreibt, auch wenn man annähme (*etiamsi daremus*), dass es Gott nicht gäbe, so würde das Naturrecht eine gewisse Gültigkeit haben (JBP Prol. § 11). Grotius bezieht sich zu betonen, dass diese Annahme ein schweres Vergehen wäre. Grotius wollte damit nicht etwa, wie es viele später verstanden haben, das Naturrecht säkularisieren, sondern er nahm damit zu einem Streit, der seit dem Mittelalter geführt wurde, Stellung, ob das Naturrecht in der Vernunft oder im Willen Gottes begründet sei. Grotius war der Meinung, man könne die Gebote des Naturrechts bereits allein mit der Vernunft erkennen, also auch, wenn man nicht an Gott glaube. Diese Überlegung ist unmittelbar wichtig für den universalen Anspruch des Naturrechts, das eben auch für die Ungläubigen Geltung verlangt. Völlig unabhängig davon war aber für Grotius klar, dass die Vernunftordnung auf den willentlichen Schöpfungsakt Gottes zurückzuführen ist. Die Rechtsgeltung ist daher auch für ihn letztlich theonom begründet. Aber die Inhalte des Naturrechts sind unabhängig von der Offenbarung durch die Vernunft (*recta ratio*) erkennbar, was dieses Rechtssystem global auch für nichtchristliche Völker anschlussfähig macht.

Das Völkerrecht (*ius gentium*), das sich Grotius im Wesentlichen als Gewohnheitsrecht, ergänzt durch Völkervertragsrecht, darstellt, muss, um gültig zu sein, mit den Geboten des Naturrechts vereinbar sein, hat aber ebenso wie das Naturrecht universale Geltung. Und so ist es möglich, dass sich alle Lebensverhältnisse im Rahmen des Rechts vollziehen, auch die Verhältnisse zwischen den Staaten – sogar im Krieg. Der Philosoph und Kirchenrechtler Erik Wolf meinte einmal, für Grotius sei das Recht „die Grundwissenschaft des sozialen Lebens“.

Selbstverständlich war sich Grotius bewusst, dass es zwischenstaatlich regelmäßig an der befriedenden Einrichtung der Gerichte und damit der Zwangsmöglichkeiten fehle, aber ihm ist klarer als der heutigen Gegenwart, dass jeder Mensch am Ende seiner Tage Rechenschaft für sein Handeln ablegen müsse (JBP Prol. § 20). Diesem Gericht entgeht auch kein Mächtiger dieser Welt.

In einer Zeit, die offenbar die Orientierung an den Maßstäben des Rechts zunehmend verliert, mitunter behauptet, Frieden durch Machtsprüche statt Rechtsspruch erlangen zu können, mag es besonders wichtig sein, die Gedanken eines Klassikers des Rechtsdenkens wie Grotius durch eine zeitgemäße Übersetzung wieder stärker ins Bewusstsein zu rücken. Die Kombination mit dem lateinischen Original soll den Weg zu den authentischen Ideen des Grotius erleichtern. Frieden, so lehrt er, gibt es nur durch das Recht, nicht gegen das Recht. Die Einsicht, wie es gehen könnte, liegt seit Jahrhunderten bereit. Offenbar sind die Lektionen aber noch nicht gelernt.

Der Autor ist Professor für Deutsche Rechtsgeschichte, Neuere Privatrechtsgeschichte und Bürgerliches Recht an der Universität Hamburg.